Dogm. 818[m]

Rechtfertigung

des Glaubens.

Ein Versuch

zur Ehre des Christenthums.

Zugleich ein Wort
für
die Jakobische Philosophie des Glaubens.

B.

Essen,
bei G. D. Bädeker.
1820.

Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet.

1. Joh. 4, 4.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Herrn

Ferdinand Hasenklever

Konsistorial- und Regierungsrath, wie auch

evangelischem Pfarrer zu Arnsberg,

und dem Herrn

Friedrich Wulfert,

evangelischem Pfarrer zu Hemer,

diesen

ächten Verehrern des Wahren und Guten,

widmet

als Denkmal

aufrichtiger Hochschätzung und Freundschaft

diese Schrift

der Verfasser.

Vorwort.

Der religiöse Glaube, wovon hier die Rede sein wird, dies innere, geistige Leben des Menschen, hat als Anlage und Eigenthümlichkeit des Gemüths so viele betrachtenswerthe Seiten, und einen so tiefen und festen Sitz in demselben, daß auch in unsern Tagen von neuem sein hoher Werth, doch mit mehr Umsicht als in früherer Zeit, anerkannt wurde. Er zog auch mein öfteres Nachdenken auf sich, und veranlaßte mich endlich zur Abfassung dieser Aufsätze, die ein Ganzes bilden sollen und

das Ziel haben, die Hauptpunkte hervorzuheben, worauf es bei dem Glauben eines denkenden und gutgesinnten Christen ankommt.

Der ächte Kern des Glaubens ist von unerschütterlicher Art, ist die innerste Kraft und Bewegung der Religion, ist das Höchste im Menschen. Wer einmal in seinem Besitz ist, erhebt dessen Werth gern über das menschliche Wissen und wird nicht wieder von ihm scheiden. Aus diesem Grunde rühmt ihn der erhabene Stifter der christlichen Kirche so hoch, wenn er von einem Glauben spricht, der Berge versetzen könne. Vom Glauben hängt der Frieden des Menschen, dieser schönste Theil menschlicher Glückseligkeit, ab und die dauernde Wohlfahrt der Völker. Er ist aber darum das ächte Leben des Geistes, weil dieser nur von ihm die rechte menschwürdige Thätigkeit und wahre Kraft erhält. Wie bewundern wir nicht an jenen Glaubenshelden in der Zeit des

aufblühenden Christenthums und der Reformation ihre Zuversicht, ihren unerschütterlichen Muth in großer Gefahr, ihre Kraft zu Thaten.

Solche Würde hat der Glaube im menschlichen Gemüthe, er strebt das Höchste an und ist in Wahrheit das höchste Ziel des Menschen, denn er führt in das über das gemeine Wissen weit erhabene Reich der Ideen. Seitdem Religion, eine aufrichtige Verehrung des Göttlichen und Höchsten, in den Menschen war, wurde auch der Glaube hochgeachtet, denn er ist diese selbst und ihr innerstes Wesen. Es versteht sich, daß wir hier nicht von jenem Kirchenglauben reden, wie ihn bisher jeder rechtgläubige Lehrer nach seiner Weise in seinem Lehrbuche beschrieb, den wir übrigens möglichst in aller seiner Ehre lassen; wir reden vielmehr von dem *tiefsten*, innersten Grunde und Wesen eines Glaubens, wie er in dem Herzen Jesu und seiner Jünger war, wie er noch immer in

in allen ächten Gottesverehrern sich findet, denen durch ihn das Göttliche sich offenbart. Nur die neuere Zeit des Wissens und der höhern Speculation scheint ihm einen Theil seines Ansehens, besonders in manchen Gliedern der gebildeten Welt, geraubt zu haben; sein Ansehen, sage ich, denn sein unbestrittener Werth, als tief im Gemüthe begründet, kann wohl eine Zeitlang verdunkelt, nie aber wird er ihm genommen werden.

Dergleichen Betrachtungen vermochten mich zu diesem Versuche. Und weil nur Wahrheit, keine Parthei, mein Ziel war; so durfte ich Ihrem Namen, verehrte Männer, denselben weihen, und auch Ihrer Zustimmung, hochgeschätzte Freunde, mich versichert halten, deren Namen ich hier nicht nenne. Der Wahrheit Spruch ist auch der Ihrige, daß ihr und unsrer lautern Ueberzeugung alle Rücksichten weichen müssen.

Ich bescheide mich gern mit meinem nur schüchtern gewagten Versuche, daß ich vielleicht manche schöne und große Seiten des Glaubens nicht genug betrachtet, beleuchtet und hervorgehoben habe. Das bleibe dem forschenden Zeitalter und denen vorbehalten, die tiefer in den großen Gegenstand einzudringen vermögen. Aber noch ein besondrer Grund ermunterte mich grade jetzt zu dieser Rechtfertigung des Glaubens. Eben in unsrer Zeit, wo die große evangelische Kirche das Andenken Luthers, dieses ehrwürdigen Glaubenshelden, dankbar ehrt, und in feierlichen Lobgesängen Gott preiset, daß er das von Jesu der Welt gegebene Licht durch Luther wieder herstellte, erhob sich immer kühner eine Philosophie, die im vorgeblichen Besitze des Wissens in den höchsten Dingen sich als eine Feindin des Glaubens, folglich auch des Glaubens der Christen ankündigt. Denn auch das Christenthum spricht bescheiden, doch kräftig ihn fordernd, von einem Glauben an das Göttliche, nicht von ei-

nem Wissen in diesen höchsten Dingen. Und der Gott, von dem die Philosophie redet, wird doch wohl kein andrer sein können und dürfen, als der, den das Christenthum durch Glauben verkündigt.

Eine nicht günstige Erscheinung, daß grade jetzt, wo der Sieg des Glaubens so hoch gepriesen wird, jene Philosophie sich erhob, die, nur vom Wissen in göttlichen Dingen redend, dem Unglauben neue Stützen unterzulegen, und der Religion, deren höchstes Element Glaube ist, ihre Kraft rauben zu wollen scheint. Doch dies darf uns nicht ängstigen, denn im Reiche der Gedanken und der Geister muß nicht allein das gründliche Wissen auftreten und die Welt belehren und beglücken, sondern auch das vermeinte, bodenloseste Wissen und der Unglaube mit allen seinen Scheingründen sich hören lassen, damit man beiden desto kräftiger begegne.

Schwerlich wird diese Philosophie, die auf verschiedenen deutschen Akademieen ihr Haupt erhob, angehenden Gottesgelehrten, die sie zu prüfen noch nicht aufgelegt und berufen sind, zuträglich sein, da sie alles Uebrige ungerechnet ihr Licht hinter einer so dunkeln, sogar oft mystischen Sprache versteckt, und einer andern bewährtern Philosophie unsrer Zeit so dreist absprechend den Stab bricht. Werden junge Gottesgelehrte vollends darin eingeweiht; so scheinen sie zu wahren Volkslehrern, die die Ehre und Würde des Glaubens anpreisen sollen, gänzlich verdorben zu sein. Denn wie der Anker unsers Glaubens, nämlich Gott, von ihr dargestellt ist, das wird diese Schrift an seinem Orte näher zu zeigen suchen. Es sind zwar die Streitigkeiten zwischen Jakobi und Schelling über die göttlichen Dinge schon vor einigen Jahren verhandelt worden; was ich aber darüber in der neunten Abhandlung sage, wird hoffentlich dennoch nicht zu spät kommen, weil

das Anstreben zur Wahrheit immer zur rechten Zeit kommt.

In dieser Ansicht bestimme ich vorzüglich jungen Gottesgelehrten, die das Feld des Glaubens zu bearbeiten berufen sind, diesen Versuch über denselben, um sie auf die Natur, Hoheit und Kraft des Glaubens, den uns Christus durch Wort und That lehrt, aufmerksam zu machen und dafür zu erwärmen. Wenn sie ähnliche Untersuchungen, wie sie etwa dieser Versuch darbeut, über den Glauben angestellt haben, den sie verkündigen sollen, dann mögen sie sich immer mit der Naturphilosophie bekannt machen, im Fall sie Lust und Beruf dazu in sich fühlen möchten. Nicht etwas ganz Neues zu geben, wohl aber die tiefere Erörterung der Grundfesten des Glaubens in einer klaren Sprache darzustellen, ist mein Ziel.

Aber auch solchen Lesern habe ich diese Aufsätze zugedacht, die grade nicht mit gelehrten

Kenntnissen ausgerüstet, doch der etwas höhern Art des Vortrages nicht unkündig und dabei aufgelegt sind, den Gründen ihres Glaubens ernstlicher als gewöhnlich nachzuforschen und etwas tiefer zu schöpfen. Ich habe mich deshalb eines möglichst klaren Vortrags zu befleißigen gesucht, die den Uneingeweiheten unverständlichen fremden Sprachformen und Ausdrücke theils vermieden, theils nur durch Einschlüsse angeführt.

Um ein billiges Urtheil darf ich bitten; denn es ist mir nicht um den Streit, sondern um die Sache selbst zu thun. Wenn ich aber nach dem gewählten Gange meiner Gedanken mehrmals auf denselben Gegenstand komme; so möge das nur nicht als müssige Wiederholung angesehen werden.

Weil ich mir endlich bei Abfassung dieser Schrift keiner unlautern Absicht bewußt bin,

und nur eine feste Ueberzeugung in den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen beabsichtige; so darf ich wünschen, daß der Urheber der Wahrheit in unsrer Brust ihr Eingang verleihe, und auch durch sie der Sieg des Glaubens und der Wahrheit befördert werde.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite.

I. Glauben und Wissen. Bedeutung und Gründe des religiösen Glaubens und höchster Gegenstand desselben 1

II. Glaube ist der menschlichen Wohlfahrt nöthiger als Wissenschaft 37

III. Die wundervolle Einführung des Christenthums in die Welt. 51

VI. Jesus Christus der wahrhaft göttliche Lehrer, oder, Glaube und Leben sind unzertrennlich verbunden. 88

V. Glaube an Gott, Glaube an die Freiheit des menschlichen Geistes und an ein ewiges Leben sind im religiösen Gemüthe stets und nothwendig vereinigt. 100

Seite

VI. Die Versöhnung des Menschen mit Gott. . 118

VII. Mystik oder höchstes Religionsgefühl ist mit dem Glauben ursprūglich eins. Maaß und Gränze der Mystik 134

VIII. Wahre Religion und gründliche Philosophie können einander nicht entgegen sein. . . 147

IX. Vom Atheismus der neuesten Philosophie. . 162

X. Die Quellen des Unglaubens und seine verderblichen Folgen. 228

XI. Die segenreichen Wirkungen des Glaubens für die Welt. 245

XII. Das Bild des gläubigen Christen. . . . 255

I.

Glauben und Wissen. Bedeutung und Gründe des religiösen Glaubens, und höchster Gegenstand desselben.

Wie das irdische Leben der Grund aller menschlichen Thätigkeit ist, so ist der Glaube an unsre Verbindung mit der unsichtbaren Welt das wahre Leben und die höchste Glückseligkeit des menschlichen Geistes. Das Dasein des Glaubens nachzuweisen ist unnöthig. Von alter Zeit her hingen die Völker und einzelnen Menschen an ihm. Seine Kraft, sein Leben und Gewicht wollen wir kennen lernen. Nirgends aber hat sich dies so vortreflich ausgebildet, als im Schooße des Christenthums. Der Stifter desselben war der Anfänger und Vollender eines hohen Glaubens an eine unsichtbare Welt, an

ein Gottesreich. Seine edelsten Bekenner wagten zu allen Zeiten, wie er, für das von ihm eröffnete Reich Gottes und der Wahrheit Freiheit und Leben, und kämpften muthig für ihren Glauben. Das heilige Ziel, für Gott zu leben, stellte Jesus in völliger Klarheit auf, er lehrte es im Glauben anschauen und erkämpfen. Dafür eben verdient er die tiefste Verehrung, daß er das Göttliche erstreben lehrte, wie keiner vor ihm that. Dies ist der Punkt, wo der Glaube in Jesu und seinen besten Bekennern im höchsten Glanze erscheint. Ihr Glaube ist es, der Alles überwindet und in diesem Siege wahrhaft selig macht.

Es ist mein Vorsatz zu zeigen, wie die Natur unsers Gemüths Glauben fordert, wie Gott und göttliche Dinge der höchste Gegenstand des Glaubens sind, wie er zwar vom Wissen verschieden, aber auch damit verwandt ist.

1. Die höchste Idee, der größte Gedanke, den das menschliche Gemüth aufzeigen kann, das Wesen aller wahren Religion ist die Idee von Gott, und der Glaube an ihn heißt religiöser Glaube. Nur von diesem kann hier die Rede sein. An diese höchste Idee knüpft sich alles, was das Gemüth eines erleuchteten, tugendhaften Gottesverehrers in Bewegung setzt, Wahrheit und Recht, Pflicht und Tugend, und die frohe Hoffnung der ewigen Fortdauer des Menschen. Der Glaube

an Gott ist ein höchster und heiliger, weil er mit der heiligen Idee von Gott dem Schöpfer und Vater, dem Gesetzgeber und Richter zugleich die heiligsten Angelegenheiten des Menschen in sich schließt, die edelsten Gemüthskräfte in Bewegung setzt, die Freiheit *adelt*, den Willen leitet, die Begierden zügelt, den ganzen Menschen ergreift, dem Leben eine untrügliche Regel ist, und das Gemüth unter Freude und Leid in die glücklichste Stimmung versetzt. Eben in diesem Wesen des religiösen Glaubens, daß er dem Menschen die seiner Natur angemessenste höchste Bildung und lebendigste Kraft gibt, ihn aufs beste regiert, liegt seine hohe Bedeutung, seine Wahrheit und sein Beweis.

Mit Recht erheben die Alten den Glauben so hoch; denn er ist eine himmlische Kraft in dem irdischen Menschen. Das zeigte sich nicht nur in dem Leben Jesu, sondern auch bei unzähligen seiner ächten Bekenner. Er ist eine Kraft im Fürwahrhalten, weder ein vorübergehendes Meinen noch Wissen, (aus Naturbegriffen), und doch durch seinen Werth, durch die Stärke seiner Ueberzeugung dem Wissen gleich. Er stammt aus dem ganzen Menschen, alle edleren Anlagen und Kräfte desselben weisen zu diesem Glauben hin und bauen auf ihn. „Wissen und Glauben, sagt Fries, (in seiner deutschen Philosophie S. 51.) sind zwei Ueberzeugungsweisen mit voller Gewißheit, aber von wesentlich verschiedener Art.“ Ist auch der

Glaube kein Wissen, und darf es nie werden; so kann doch wissenschaftlich und durch laut zeugende Erfahrung dargethan werden, daß dieser Glaube, der das Gemüth so tief bewegt und so große Thaten hervorbrachte, in dem Innersten der menschlichen Natur gegründet ist, daß er die höchste Gewißheit hat, und daß der Mensch, wie Jacobi sagt, im Glauben geboren ist.

Der Mensch hat, wenn erst seine edleren Kräfte erwachen, einen ihm eigenthümlichen Sinn für das Unsichtbare, für das Göttliche. Er lernt nach und nach das ewig wiederkehrende Irdische verschmähen, er sehnt sich nach Gott, und nur in ihm findet sein Geist wahren Genuß und Frieden. Das Hauptziel des höchsten Sehnens und Glaubens, wenn alle andere Ziele des Menschen in Gedanken und in That schon durchlaufen sind, ist nur Gott; denn er ist dem Gemüthe der Urquell und der Mittelpunkt alles Wahren, Guten und Schönen. Hat die Idee von Gott, die dem Menschen in der Weltansicht und in der Betrachtung seines eignen Wesens geboren wird, und immer wächset und an Stärke und Leben gewinnt, erst im Gemüthe einen festen Platz; so empfangen dadurch alle damit verwandte Ideen Wahrheit und Bedeutung. Dann steht die sittliche Welt vernünftiger Geister fest und mit ihr der Glaube an ihre Fortdauer; dann haben Recht und Pflicht und alle edlen Gefühle des Menschen unumstößliche

Wahrheit; dann glaubt der Mensch, daß er durch seine Freiheit berufen sei, das Unedle in ihm, seine Lüste zu bekämpfen, das höchste Gut, die Tugend, zu erringen und der Gnade seines himmlischen Aufsehers sich werth zu machen. Der Glaube an Gott ist der feste Punkt, woran sich alles Edle und Vortrefliche in der Menschennatur, so wie jeder andere Theil des Religionsglaubens knüpft, ohne denselben hat es entweder keine rechte Bedeutung oder keine Kraft. Eine Tugend ohne Gott, wenn sie möglich und echt ist, mag immer bewundernswürdig genug sein; aber da niemand das Nichtsein Gottes beweisen kann, so darf man dafür halten, daß auch bei einer solchen Tugend ein dunkler Glaube an Gott zum Grunde liege.

Weil der Glaube an Gott der höchste, lebendigste Gedanke im Gemüthe ist, dasselbe mit einer Fülle froher und erhabener Empfindungen beseliget, die kein anderer Gegenstand geben kann; so kann es uns nicht wundern, daß von jeher so viel nach Gott gefragt wurde, und das Gemüth alle Kräfte aufbot, sich in diesem Glauben zu befestigen. Gott wird nicht angeschaut wie die Gegenstände des Raums und der Zeit; aber er fand Glauben genug in jedem sinnenden, dankbaren, demüthigen Herzen, das sich beim Anschauen der majestätischen Welt und des Menschenwesens zur Ehrfurcht für den Urquell alles Großen und Guten hingerissen fühlte. „Zwei Dinge, sagt Kant, (Kritik d. p.

B. S. 288) erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftiget: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir."

Der Glaube an Gott will nie ein (aus Naturbegriffen künstlich erbautes) Wissen werden, und soll es auch seiner ganz eigenthümlichen Natur nach nicht, dennoch ist seine Ueberzeugungsweise eine völlig sichere. Denn er gründet sich auf den ganzen geistigen und körperlichen Bau des Menschen, auf das unzertrennte Menschenwesen. Alle Gründe für das (objektive) Dasein und die unendliche Wirksamkeit des höchsten geistigen Wesens dringen sich dem sinnenden, von sich selbst ursprünglich ausgehenden, durch Vorurtheile und Laster nicht verwahrloseten, durch ungläubiges Nachtreten nicht verdorbenen Gemüthe so unwiderstehlich auf, daß keine falsche Philosophie, keine Verwirrungskunst (Sophistik) je durch ihre Scheinschlüsse den gesunden Verstand über diesen Glauben hat zum Verstummen bringen können. Kann er auch nicht, wie die sichtbare Welt, zur sinnlichen Anschaulichkeit gebracht werden, welches allen Ideen der Vernunft abgeht; so hat er desto mehr innere (intensive) Ueberzeugungskraft, indem er aus dem ganzen ungetheilten Menschen, aus seinem Verstande wie aus seiner Willensfreiheit, aus seinen Empfindungen wie aus seiner sittlichen

Natur hervorgeht, und hinwiederum den ganzen Menschen anspricht und ergreift. Unverkennbar ist er des Menschen Natur tief eingeprägt, unverkennbar die Bedeutung, Macht und Würde des Glaubens an Gott und ein Gottesreich.

2. Wir fragen jetzt in wissenschaftlicher Absicht näher: Was ist der Glaube? Wie gehört er dem Geiste an? Wie lauten und wo sind seine Gründe? —

Eine unvergleichliche Erklärung des Glaubens gibt der Apostel Paulus: Er ist eine gewisse Zuversicht dessen, was man hoffet, wo man nicht zweifelt an dem, was man nicht siehet. — Hierin liegt klar, daß er dem Herzen und der Erkenntniß zugleich angehört. Sein Wesen ist Zuversicht zur Wahrheit dessen, was man glaubt, eine unerschütterliche Ueberzeugung mit jenem freudigen Muthe verbunden, der alles für die Wahrheit dieser Ueberzeugungen aufs Spiel setzt, das Leben selbst dafür wagt, daß der geglaubte Gegenstand ins Reich der Wahrheit gehöre (reell sei) und das gehoffte göttliche Ziel unfehlbar werde erreicht werden. Dies ist derjenige Glaube, der den Menschen gleichsam in eine überirdische Welt versetzt, und ihm eine Kraft, einen Schwung gibt, dessen er sich im Gebrauch seiner übrigen Gemüthseigenschaften nicht bewußt wird, der, wie Christus sagt, Berge versetzt und die Welt überwindet, der sich selbst verläugnen und dem Meister das

Kreuz nachtragen lehrt. Und weil er seine lebendige und einzige Quelle in Gott hat, so sprach der Meister oft zu seinen Jüngern: Habt Glauben an Gott! Wie sich aber dieser Glaube in der Wirklichkeit und Wahrheit als felsenfesten Muth, Zuversicht und Hoffnung dargestellet hat, das sehen wir an dem Anfänger und Vollender des hohen himmlischen Glaubens, an Jesu Leben und heldenmüthigem Tode, womit er sich für das Reich der Wahrheit und Gottes Ehre opferte. Wir sehen es an seinen ersten treuen Bekennern, vor andern an dem glaubensmuthigen Paulus; aber auch in spätern Zeiten an dem standhaften Huß, an dem freudigen Luther, und tausend andern unerschrockenen Bekennern ihres Glaubens. Sie zeigen uns, was das gläubige Herz vermag, welche Thaten der Glaube hervorbringt, der sich auf die unsichtbare Welt stützet.

Aber dieser des Menschen würdige und ihn ehrende Glaube gehört auch der Erkenntniß an, denn nur dadurch ist er vom blinden entehrenden Glauben unterschieden. Er stützt sich immer auf Ideen, die, auf dem Boden der Vernunft entsprossen, aus der Erfahrung weder bestätiget noch widerlegt werden können. Er gibt der ganzen Natur in und außer dem Menschen die höchste und heiligste Weltansicht, daß die ganze sichtbare Welt nur der Geisterwelt wegen da sei, daß nur diese die eigentliche Welt ausmache und

unter einem heiligen, allein seligen Regenten stehe, der die Geister alle zum seligsten Ziele führe.

Die leitende (fundamentale) Hauptidee des Glaubens ist also die Idee der Zweckmäßigkeit (Teleologie). Sie ist der feste Anker, der unwiderlegliche Grund des Glaubens und derjenigen Hoffnung, die nicht zweifelt an dem, was man nicht siehet. Wie in der sichtbaren Natur, so weit die Betrachtung des Menschen nur reicht, alles zweckmäßig geordnet ist, und ein Ziel hat, nach dem es strebt; wie das Auge gemacht ist, um Bekanntschaft mit der Welt zu machen, das Ohr, um die Sprache des Menschen zu hören, und diese, um Gedanken zu wecken und mitzutheilen; so findet die Vernunft es zweckmäßig, daß alle Kräfte und Eigenschaften des Gemüths das erhabene Ziel haben, das Göttliche im ungemessenen Raum des menschlichen Daseins zu erstreben, und daß ein unendlich weises und gütiges Wesen dieses so geordnet habe. Der Glaube an die höchsten Gegenstände, an Gott, Tugend, Freiheit, ewige Fortdauer geht also aus dem ganzen ungetheilten Menschen zweckmäßig hervor. Ihm liegt in seinen einzelnen Erscheinungen, z. E. im Glauben an den die Welt rettenden heiligen Sohn Gottes, an die Vergeltung, an die künftige Vereinigung seliger Geister durch die Liebe u. s. w. immer die heilige Weltansicht zum Grunde, daß die Beseli-

gung der Geisterwelt das letzte Ziel und der höchste Zweck Gottes, und diese lebendige, sittliche Welt der Geister (im Gegensatz der sichtbaren) zur Verherrlichung seines großen Namens geschaffen sei.

Schon lange kamen die Menschen auf die große Frage: Was bedeutet die Welt? Wozu ist sie da? Und was bedeutet unser Dasein? Dies war eine natürliche Einleitung zum Glauben an einen Gott von sittlichen Eigenschaften. Sie fanden bald, daß die Erde zur Ernährung der Lebendigen zweckmäßig eingerichtet sei, daß Erde und Menschen zu einander passeten. Aber das genügte dem sinnenden Menschen nicht, der mehr in sich fand, als den bloßen Wunsch der irdischen Ernährung. Seine geistigen Kräfte, sein Durst nach Wahrheit, seine Liebe, sein Mitgefühl, seine Willensfreiheit, sein ursprünglicher Sinn für das Recht und das Gute dünkten ihm zu groß für das Sichtbare, und leiteten seinen Blick von der sichtbaren Welt hinweg auf eine unsichtbare, er fand das Ziel seines Wesens nur in Gott. Er fand es seiner innern höchsten Kraft, seiner Vernunft, und seinen tiefsten Gedanken über die wunderbare Einrichtung seines Wesens und der Welt angemessen, an einen Gott zu glauben, und den Urheber seines Daseins kindlich zu verehren. Daß ein Gott sei, sagt Paulus, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbaret. — Und in diesem Glau-

ben fand sich das sinnende, das Wahre und Gute und Göttliche suchende Gemüth glücklicher, als in jedem andern Genuß, muthig zu seiner Pflicht, stark im Dulden, freudig in der Hoffnung. Ein Zustand des Gemüths, der nicht anders als wünschenswerth, und von der höchsten Weisheit zweckmäßig für den Menschen angeordnet angesehen werden kann, nicht von außen her gekommen, nicht als Fremdes aufgedrungen, sondern aus der Natur des ganzen Gemüths und aus dem Glauben besonders hervorgegangen.

Gehört auch der Glaube nicht in das Reich des Wissens (durch Naturbegriffe): so ist er doch im Gemüthe die zweckmäßigste Thätigkeit, kann mit gleicher Zuverlässigkeit neben dem Wissen auftreten, und ist der Menschheit wenigstens eben so wesentlich und nothwendig, wie alle rein wissenschaftliche Erkenntnisse. Und sehen wir auf den unvergleichbaren Werth, der den Ideen von Gott, von der Freiheit, dem Guten, der Pflicht, dem Recht für die Ausbildung des ganzen Menschen gebührt; so wird alles wissenschaftliche Wissen (z. E. in Naturkenntniß, Mathematik,) das um jener willen gleichsam nur da ist, von ihnen unendlich übertroffen. Denn sie sind das Höchste im Menschen, wofür sie auch bisher von den edelsten Weisen einstimmig erkannt worden sind, das Ziel und eigentliche Wesen der Menschheit, auf welches sie von selbst im Gange ihrer fortschreitenden

Bildung geführt wird, sind das Ursprüngliche und für sich selbst Gewisse in unserm Gemüthe. An sie also glauben, ist die zweckmäßigste unter unsern Geistesthätigkeiten. Vortrefflich sagt Fries (Neue Krit. d. V. 2. B. S. 324.): „Die Wissenschaft von den Ideen ist die höchste in unserm Geiste. Aus Ideen als Prinzipien ist aber keine Wissenschaft möglich, sondern nur Glauben, eine über alle Wissenschaft hinausreichende höhere Ueberzeugung." (B. 2. §. 101.) „Weit gefehlt, daß reiner Vernunftglauben ein unsichereres Fürwahrhalten sei, als das Wissen; so ist er gerade das Festeste, welches wir haben, indem er rein aus dem Wesen der Vernunft entspringt."

Der Begriff des Zwecks und der Zweckmäßigkeit, worauf der Glaube fußet, ist eben eine solche Idee, die rein aus der Vernunft hervorgeht. Denn nur diese kann Zwecke denken, finden und sich vorsetzen. Wir verfolgen noch mit wenigem die Idee des Zwecks. Das Leben, das vortrefflichste in der Welt, das uns wird, wir wissen nicht, wie? — ohne welches selbst diese keine Welt sein würde, kann eben so wenig blos aus der todten Masse entsprungen sein, als es sich selbst schaffet. Wie könnte eine lebenvolle Welt, der offenbare Zweck unsers Planeten, anders als im höchsten Leben ihren Ursprung haben? Wo nur lebloses Wesen ist, wie die Masse unsers kalten Erdplaneten, zu dem wir doch nicht als an sich nothwen-

dig gehören, da ist es, selbst wenn die Wärme der Sonne hinzutritt, für die Vernunft noch immer schlechtweg undenkbar, Leben und lebensfähige (organisirte) Wesen mit zweckmäßigem Bau zu erwarten. Solche Zwecke können nur in einer höchsten Weisheit gesucht werden.

Wir nehmen Verstand, Gewissen und sittliches Gefühl, diese höchsten Zwecke und Kräfte, in uns wahr. Wie wir aber gewiß wissen, daß wir sie nicht uns selbst gaben; so finden wir es auch vernunftwidrig, ihr Entstehen aus der todten Masse abzuleiten. Die bloße That der thierischen Zeugung erklärt uns nichts über die Möglichkeit und den Ursprung eines kunstvoll und zweckmäßig gebaueten thierischen und menschlichen Leibes, nichts über den Ursprung einer Vernunft und eines Gewissens im Menschen. Sie bleibt wie die uranfängliche Schöpfung lebensfähiger (organisirter) denkender, wollender Wesen ein undurchdringliches Geheimniß. Wohl aber leitet uns der in die Zeugungsfähigkeit zweckmäßig gelegte Trieb auf eine bestimmte Absicht eines außerweltlichen Wesens, das eben hierdurch Leben erhalten, Liebe schaffen, und jenes ins Unendliche vervielfältigen wollte. Und das Entstehen der Vernunft führt uns auf eine ewige schaffende Weisheit.

Wie viele Liebe verkündigt sich in dem unaussprechlich herrlichen Bau der Welt und unsers ganz zur Erde passenden geistigen und körperlichen

Wesens! Und worauf deutet wohl jene innige Liebe zwischen liebenden Wesen, Gatten, Eltern, Kindern, Freunden, die unser höchstes geistiges Leben in der Entwickelung unsrer schönsten Empfindungen und Thätigkeiten ist? Worauf deutet des Menschen Sinn für Tugend und Recht, und seine edelste Kraft die Freiheit anders als auf ein erhabenes Wesen, das mit freiem Entschlusse diese herrlichen Anlagen an die Menschen austheilte, und sie hiemit des innigsten Genusses, der schönsten Empfindungen fähig machte, die mit der Liebe in der menschlichen Brust, mit dem Wahren, Guten und Schönen verbunden sind? Die Vernunft, die überall in der Welt, ohne eben ängstlich zu suchen, weise Zwecke findet und erwartet, nöthigt uns den Ursprung des Lebens in einem höchsten Leben, der Personen in einer höchsten Persönlichkeit, die tiefe Wurzel der Liebe in einem ewig liebenden Wesen zu suchen. Und das Herz, so durch allgemeine Vernunftideen belehrt, sprichts in gläubiger Zuversicht aus: Gott ist die Liebe! — wenn auch eine neueste oder Naturphilosophie nicht viel hievon finden kann.

3. Wir berühren jetzt etwas näher das Wissen, das im Gegensatz des Glaubens allerdings eine wichtige Stelle im Gemüthe einnimmt. Im Gegensatz, sage ich, und deute dadurch an, daß beide, Wissen und Glauben, für ganz verschiedene Gegenstände berufen sind, und daß das Wissen

durchaus nicht in das Feld des Glaubens gehört und umgekehrt. Wir dürfen es als einen Gewinn unsers Zeitalters preisen, daß durch Kant, den Urheber der neuen oder kritischen Philosophie der philosophische Geist dahin gediehen ist, daß das Feld des Wissens von dem des Glaubens kenntlich geschieden worden ist. Es gab unlängst eine Zeit des Unglaubens, wo alle Gegenstände des religiösen Glaubens in üblen Ruf gekommen waren. Man denke an die Zeit und den Ton der allgemeinen deutschen Bibliothek und ähnlicher Zeitschriften vor 25 bis 30 Jahren. Fast alles, was nicht als anschauliches oder durch den Verstand erweisliches Wissen auftreten konnte, wurde vernichtet. Man that dem Glauben Gewalt an, es wurde nicht erwogen, daß er eben sowohl zur Natur und Haushaltung des Gemüths gehört als das Wissen, ja daß die Gesundheit unsers Gemüths weit mehr vom Glauben an unsern Zusammenhang mit der unsichtbaren Welt abhängt, als von unserm Wissen, das sich am Ende meist nur auf die sichtbare Welt bezieht, und eben deswegen von unendlich geringerer Bedeutung ist. — Woher kam dieser in seinen Folgen für unser Zeitalter so verderbliche Fehler? Wissen und Glauben waren damals noch nicht kenntlich und wissenschaftlich von einander geschieden. Kant hatte zwar einen so bestimmten Begriff vom Wissen (aus Kategorien, Naturbegriffen,) aufgestellt, wie noch keiner vor

ihm, daß eben dieser Begriff ohne Zweifel die Grundlage jedes künftigen haltbaren philosophischen Lehrgebäudes bleiben wird; aber weil er das Feld des Glaubens nicht mit solcher Umsicht und Gründlichkeit bearbeitet hatte, als das des Wissens; so blieb das Zeitalter darüber noch immer im Schwanken. Zweien verdienten Männern, Jakobi und Fries, haben wir es vor andern zu danken, daß diese Gegenstände immer mehr ins Klare gekommen sind, und dem Glauben wie dem Wissen seine ihm gebührende Stelle angewiesen wurde.

Was ist nun Wissen? Wohin gehörts? Was ist sein Feld? — Alle dem Menschen ursprünglich beiwohnende allgemeine Naturbegriffe (Kategorien), wodurch er sich selbst und die ihn umgebende, in Zeit und Raum sich ihm darstellende Natur oder Welt verstehen lernt, gehören zum Wissen im höchsten Sinne. Alle Begriffe, z. B. von Größe (Ausdehnung), Beschaffenheit, Verhältniß, Ursache und Wirkung, und andre mit ihnen ursprünglich verwandte, wodurch allein die Erscheinung, d. i. die uns in Zeit und Raum erscheinende Welt oder Natur klar oder verstehbar wird, (alle logische, daraus abgeleitete metaphysische, endlich alle mathematische Begriffe) gehören folglich dazu. Alle diese für uns an sich unwidersprechlich sichern Begriffe gelten indeß nur von den Dingen, so weit sie uns in Zeit und Raum erscheinen, d. h. von

der Erfahrung in der Sinnenwelt. Was hinter den Erscheinungen oder was ihnen zum Grunde liege, den Gegenstand an sich, können wir mit diesen Naturbegriffen nicht erkennen. Nur bis an diese Gränze reicht das eigentlich sogenannte Wissen, und es ist ein thörichtes Unternehmen, dieses bis jenseits ausdehnen zu wollen. Ganz recht sagt daher Fries in seiner Widerlegung Schellings, der mit leichtem Fuß in das Feld übersinnlicher, unbegreiflicher Dinge tritt, als wisse er sie, zu diesem: „Wie das sei, das begreifst du so wenig wie ich!" — Wenn wir also diese Naturbegriffe so weit ausdehnen wollten, daß wir die Gegenstände des Glaubens damit erkennen und zum Wissen machen wollten; so würden wir ihre Bedeutung und ihr Wesen ganz mißverstehen. Weil sie uns nur dazu gegeben sind, um uns selbst und die Natur zu verstehen; so dürfen sie auch als ursprüngliche Denkbegriffe des Menschen auf die Gegenstände des Glaubens nur so weit angewandt werden, als nöthig ist, sie uns klar zu machen, uns selbst darüber zu verstehen und den Widerspruch abzuhalten. Dagegen sind sie ganz sicher leitende Begriffe für die Erfahrung, und machen dieselbe zuverläßig. Ja, diese Naturbegriffe, die Begriffe von körperlichen Verhältnissen, von Zahlen und Räumen ꝛc. sind so unwidersprechlich gewiß, daß ohne sie keine Erfahrung in der Sinnenwelt möglich wäre. Darum ist auch

die Erfahrung selbst so zuverläßig, weil sie an der Hand untrüglicher Regeln fortschreitet. Die Erfahrung in der wirklichen Welt, innere und äußere, ist also ebenfalls ein Wissen. Was ich in meinem innersten Wesen denke und empfinde, und was ich in der mich umgebenden Welt wahrnehme, ist mir, das eine wie das andere, unmittelbar und gleich gewiß. Keine sophistische Kunst kann gegen die Sicherheit der Erfahrung etwas gegründetes einwenden, oder hat es je mit Erfolg gethan. Und es ist eine vergebliche Kunst des sich versteigenden Idealismus (Scheinlehre), wenn sie uns dahin bringen will, daß wir unsre Gedanken nicht von der wirklichen Welt außer uns, die Vorstellung nicht vom Gegenstande, (das Ideale nicht vom Realen,) sollen unterscheiden können. Denn eben auf dieser unmittelbar sichern und richtigen Unterscheidung beruhet es, daß wir uns selbst verstehen, beruhet allein die Untrüglichkeit der Erfahrung und alles dessen, was wir Wissen und Erkenntniß nennen. Ohne sie wäre gar kein wahrer Gedanke in unserm Gemüthe.

Die Naturbegriffe sind gleichsam die hellen, leuchtenden Punkte im Gemüthe, und haben die Bestimmung, daß sie allen Gedanken Licht und Zusammenhang geben, alle wissenschaftliche Erkenntniß (Logik, methaphysische Wahrheit, Mathematik ꝛc.) und Erfahrung zu Stande bringen sollen. Durch sie wird erst alles Denken und Vorstellen

in der wirklichen und Ideenwelt möglich, (sie sind die Form), sie entwickeln die Gemüthskräfte, und ohne sie wäre keine Wissenschaft. Als Gründe der Wissenschaft gehören sie nur dem Verstande und der Natur an, sie sollen jede Erkenntniß ordnen, jeder die schickliche Stelle anweisen, sind also in dieser Rücksicht von der größten Wichtigkeit. Weiter haben sie aber auch nichts mit den Ideen unserer Vernunft zu thun. Nur ordnen sollen sie dieselben, damit der (formelle) Widerspruch vermieden, und jede Idee möglichst klar gedacht werde. Da es ihnen aber an allem Inhalt für die Ideenwelt fehlt, der ganz anders woher, und zwar aus dem Reich der Zwecke, der Begriffe von sittlicher Güte, Recht, Pflicht, Tugend ꝛc. genommen werden muß; so sollen sie hier weder beweisen, noch widerlegen.

Hiermit glaube ich hinreichend für meine Absicht das Feld des (Natur-) Wissens angedeutet zu haben, und wie neben demselben das Reich der Ideen und des Glaubens wohl bestehen könne und wirklich bestehe. Wissen und Glauben gehören zur Natur des menschlichen Gemüths, sollen nach ihrer Bestimmung friedlich neben einander wohnen, aber einander nicht verwirren und vertilgen. Das Wissen dient seiner Natur nach zur Untersuchung, oder ist Erfolg derselben und ist in seinem Wesen kalt; der Glaube dagegen ergreift den Menschen, ist lebendig und herzlich. Das Wissen erweitert

den Gesichtskreis, denn die steigende Wissenschaft macht uns immer mehr mit Natur und Welt bekannt; der Glaube erweitert nicht die Erkenntniß (im Sinne des Wissens), er stellt nur höhere Zwecke und Gesichtspunkte auf, als das Wissen geben kann. Er redet von einem Zweck des Daseins, und eben hierdurch vereinigt er den in Wissen und Glauben gleichsam getrennten Menschen, den erkennenden (theoretischen) und nach einem höchsten Ziel strebenden (praktischen) Menschen. Der Glaube erst und das Reich der Zwecke geben ihm die höchste Ansicht, daß selbst sein noch so hoch gestiegenes Wissen von Welt und Natur nichtig und leer sei, wenn er nicht sein letztes Ziel in Gott und einem ewigen Siege der Tugend hat.

Betrachten wir nun den Menschen nach seinen wichtigsten Seiten, was er nach seinem Glauben und Wissen sein soll; so dringt sich uns die erhabenste Idee der Zweckmäßigkeit in beiden Rücksichten gleichsam auf. Nicht blos der Glaube empfängt sein nöthiges Licht von dieser Idee, sondern selbst der ganze Umfang des Wissens steht unter ihr. Dieses kann nicht blos dazu gemacht sein, dem Menschen im irdischen Kreise seines Daseins zu seinen irdischen Absichten zu dienen, welches nur als ein elender Aufwand geistiger Kräfte angesehen werden müßte. Das Wissen strebt ein höheres Ziel an, soll dem Menschen eine

vielseitige Gewandtheit und Uebung aller seiner Gemüthskräfte verleihen, die Bahn zu den höchsten Ansichten erleuchten, und dem erhabensten und letzten (praktischen) Zwecke des Glaubens dienen. — Wir wissen von Natur und Welt, um eben hiedurch zum höchsten Ziel, zu Gott und allen damit verwandten Ideen geleitet zu werden, und andre dahin zu leiten. Ohne die höchste Idee von Gott haben aber alle Ideen von der Pflicht, vom Recht, von der Tugend und Hoffnung keinen Sinn, kein Gewicht, um welcher willen doch der Mensch da ist, und die er zur Wirklichkeit bringen soll, wenn er nicht seiner Menschennatur entsagen will. Das Wissen also soll, alle andre Zwecke als Nebenzwecke betrachtend, dem Glauben und seinen Ideen als dem Hauptzweck dienen. Wie wir nicht essen um zu essen, so sollen wir auch das Wissen nicht besitzen, um nur zu wissen. Wir wissen, um desto kräftiger glauben und das Reich der Ideen in uns beleben zu können. Der Glaube, und was in seinen Umfang gehört, bleibt das letzte, das Hauptziel des Menschen.

Es gehört also zur vollendeten Menschheit, diesen Glauben zu haben, und ihn treu und ungeschwächt im Herzen zu bewahren. Und nichts ist so unnatürlich, als diesen Anker freudiger menschlicher Thätigkeit und Hoffnung aus der Brust zu reißen. Der Glaube, sofern er in uns befördert werden soll, gehört also auch offenbar in

die Reihe unsrer Pflichten, ja er steht an ihrer Spitze, weil sie alle erst durch ihn ihre rechte Kraft gewinnen. Es ist heilige Pflicht, ihn emsig anzubauen, und ihn alles in uns wirken zu lassen, was er nach seiner Kraft in uns wirken kann, uns durch keinen scheinbar gründlichen Tiefsinn einer sich selbst und ihren Zweck mißverstehenden Philosophie, durch keine absichtliche zu weit getriebene Zweifelsucht abhalten zu lassen, das zu glauben, wozu uns das Herz jeden Augenblick auffordert, nemlich unsre gewisse Verbindung mit der unsichtbaren Welt.

Unglücklich, verödet, kalt, von aller Thatkraft entblößt, zu keiner großen, der Menschheit geweiheten Aufopferung mehr fähig, nur von niedern Regungen bewegt, steht ein Gemüth da, worin kein Gott mehr wohnt, das unnatürlich den Glauben an eine höhere Welt aus sich vertilgt hat, und sich nicht mehr in ein Reich der Ideen versetzen kann. Jede Tugend, jedes hohe Gefühl, das den Menschen adelt, ist ihm ein leeres Wort, Wahrheit und Menschenglück haben für ihn keinen Reiz, sind ihm fremd und ein Spott. Er blicket dem gefühllosen Thiere gleich nur auf die Erde und den sinnlichen Genuß im kurzen Lebensraum.

Anmerkung 1.

Nähere Vergleichung des Wissens (aus Naturbegriffen) und Glaubens.

Es bleibt mir hier noch ein Punkt zu erörtern übrig, nämlich, wie die Zuverlässigkeit der Gegenstände des Glaubens mit der Gewißheit verglichen werden kann, welche die Naturbegriffe, die mathematischen Gegenstände, die Zahlenverhältnisse, Anschauungen und Erfahrungen haben. Um hier den rechten Gesichtspunkt festzustellen, muß ich nochmals auf die schon vorhin angeführte Bemerkung des P. Fries zurückführen: „Wissen und Glauben sind zwei Ueberzeugungsweisen mit voller Gewißheit, aber von wesentlich verschiedener Art." — Dies sollte man bei Vergleichung des Wissens und Glaubens, um sich gehörig zu verständigen (orientiren), nie aus den Augen lassen. Besonders ist das in dieser Zeit schwankender Ueberzeugungen nöthig, wo der eine, von der nun veralteten Aufklärungszeit her noch verwöhnt, den Werth des Glaubens nicht hoch genug anschlägt, der andre den Glauben zwar nicht verachtet, dennoch in ewigem Schwanken nicht weis, wohin er damit soll.

Das Wissen durch ursprüngliche (Natur-) Begriffe, (Kategorieen oder Denkformen) die räumlichen Größen, die Zahlen und beider Verhältnisse haben eine Gewißheit, die nicht größer sein kann,

und nur der kann daran zweifeln, der keine Kenntniß davon hat. Daß 6 × 5 = 10 + 10 + 10, und die Winkel jedes Dreiecks zweien rechten gleich sind, hat unumstößliche Gewißheit, wie alle (mathematische und logische) Wahrheit der Größen und Denkformen. Gleiche Gewißheit hat durch sinnliche Anschauung die Erfahrung. Daß ich in diesem Augenblick ein Haus vor mir sehe, das ich schon unzähligemal sahe, daß ich jetzt über dessen zweckmäßige Einrichtung nachdenke, daß dieses keine mir von außen oder innen gekommene Täuschung ist, ist mir eben so gewiß, als daß ich bin. Von jener äußern Anschauung und dieser innern Erfahrung bin ich in dem Grade überzeugt, daß ich gestehen muß, es könne keine größere Gewißheit für mich sein. Es ist also eine nothwendige (objektive), ohne welche es gar kein Denken, keine Wahrheit geben würde. Das Gegentheil hievon beweisen, und die Erfahrung in bloßen Schein verwandeln wollen, heißt zeigen wollen, daß man mit Vernunft rase.

Mit diesem Wissen sind die Gegenstände des Glaubens, die Ideen der Vernunft oft in Vergleichung gestellt, und es ist gefragt worden, ob sie gleiche, oder wenigstens verhältnißmäßige Zuverlässigkeit mit jenem haben. — Wir fühlen aber bald, daß wir uns hier in zwei wesentlich verschiedenen Feldern der Erkenntniß befinden, das einemal in der Sinnenwelt, wo der Gegenstand

selbst und der an ihn geknüpfte Gang unsrer Gedanken uns sofort unwidersprechliche Gewißheit gibt; das andremal im bloßen Felde der Vernunft, die sich hier nicht auf die Sinnenwelt, oder einen Theil von ihr, sondern auf sich selbst und ihre Ideen stützt. Nun ist das ausgemacht, wie es eine Sinnenwelt gibt, so gewiß gibt es auch ein Reich der Ideen und Gesetze desselben. Die Ideen sind aber nur in der (praktischen) Vernunft zu Hause, und der Mensch muß erst zu ihr hinauf gebildet sein, wenn er das Recht und die Wahrheit der Ideen anerkennen oder an sie glauben soll. So lange er sich nur in der Welt der Sinne umhertreibt, erlangt er kein überzeugendes Gefühl von der Herrlichkeit dieses unsichtbaren Reichs der Ideen, oder wie Paulus sagt: der natürliche (sinnliche) Mensch vernimmt nichts vom Reiche Gottes. Ist er aber erst zu dieser höhern geistigen Welt hinaufgebildet, und hat ihre Herrlichkeit empfunden; so lebt und webt er nun auch in ihr, und sie wird und ist ihm eben so gewiß, wie die Sinnenwelt, aber herrlicher. Denn das Wahre, Gute und Schöne, das Element eines wahrhaft gebildeten Menschen, ist höher als die Welt des bloßen Verstandes und der Sinne. Die Ideen vom Recht, von der Pflicht, vom Sittlichguten, Sittlichschönen, (praktisch) Wahren, und von einem Haupte dieses Ideenreichs bilden sich erst innerhalb der höchsten menschlichen Kraft, der Ver-

nunft, aus, wenn der Mensch über die bloße Verstandesbildung, die nur das Sinnliche und Irdische zum Ziel hat, hinausgekommen, und zum Anschauen eines Reichs der Zwecke gelangt ist. Es ist das Reich des Glaubens und der Religion, wozu jeder berufen ist, das aber nicht jeder erreicht.

Hier theilen sich nun die Menschen in sehr verschiedene, im Allgemeinen aber in drei Klassen.

a) Einige glauben an das Reich der Ideen, weil sie von Jugend auf dazu gewöhnt wurden. Der Gewohnheitsglaube vieler evangelischen Christen an Gottes durch des Weltversöhners blutiges Verdienst bewirkte Gnade, und vieler katholischen Christen an die seligmachende Kraft ihrer Gebräuche hat für sie dieselbe Stärke der Gewißheit, welche die sinnliche Erfahrung für jedermann hat.

b) Andre widersetzen sich jedem Glauben, er stamme aus Gewohnheit oder Vernunft. Weil sie aber unter der Herrschaft des meist nur irdischen (die Ideen gern wegraisonnirenden) Verstandes und der Sinnlichkeit zur Bildung ihrer sittlichen Vernunft nicht gelangten; so wird auch in ihnen keine lebendige Anschauung eines Reichs der Ideen geboren. Sie bleiben in aller Absicht ungläubig, und bekennen sich weder zu einem Kirchenglauben noch zu einem Vernunftglauben an das Reich der Ideen.

c) Die Kinder des Lichts endlich, durch eigne Geistesthätigkeit, Selbstdenken und Empfinden sich bildend, gelangen zur lebendigen Anschauung jenes erhabenen Reichs, und sind der wahre Stamm der Gläubigen, der Kirche Gottes auf Erden. Unter der unvertilglichen Idee der Zweckmäßigkeit, der Mensch sei für dieses Reich wie für das Sehen, Denken und Reden geboren, sind ihnen die Gesetze dieser unsichtbaren Welt eben so zuverlässig, wie die der Anschauung in der Sinnenwelt. Weil aber ihrer Ueberzeugung von der Wahrheit der Ideenwelt kein sinnlicher Gegenstand entspricht oder untergelegt werden kann; weil man nicht jedem Menschen diese Ueberzeugung zumuthen darf, dem wenigstens nicht, der für das Reich der Ideen noch nicht reif ist: so wird diese (subjektive) obwohl vollständige Ueberzeugung mit dem bescheidenern Namen des Glaubens benannt, von dem auch der Apost. Paulus sagt: „er sei nicht jedermanns Ding.“ Nur in den höhern Stufen sittlicher Bildung kann er geboren werden, wenn erst der Mensch in der Anerkennung eines Reichs der Ideen seine persönliche Würde lebendig empfindet. Aber alsdann hat er auch eine Zuverlässigkeit, die im Gemüthe dem Wissen in der Sinnenwelt (durch Naturbegriffe) gleichgesetzt werden kann. Letzteres

heißt darum ein Wissen, weil es Allgemeinheit und Nothwendigkeit bei sich führt, und der Ungebildete, wie der Gebildete, der Ungläubige, wie der Gläubige den Gesetzen desselben folgen muß. Der Glaube aber an die Welt der Ideen aus tiefer Ueberzeugung gehört nur wenigen ganz an, nur er ist der einige, wahre und seligmachende, für welchen als den letzten Zweck die Sinnenwelt da ist. Wie sollte er nicht die höchste Kraft und lebendigste Ueberzeugung in sich schließen, da so viel ehrwürdige Menschen, und wahrlich nicht Schwärmer, selbst ihr Leben, somit die ganze Sinnenwelt dafür hingegeben haben! — Setzt euch nur erst durch inniges Verlangen und Forschen nach Tugend und Wahrheit im Reich der Ideen fest; so wird der ächte geoffenbarte Glaube der Christen, der einzig wahre, den es geben kann, bei euch keinen Widerspruch mehr finden, er wird euch ein Glaube werden, den an innerer (intensiver) Kraft nichts übertreffen wird, was euch in der Sinnenwelt Wissen und Wahrheit ist.

Diese innige Ueberzeugung von der Wahrheit des Reichs der Ideen ist ursprünglich die Grundfeste jedes selbsterrungenen religiösen Glaubens, ja auch des gewöhnlichen Kirchenglaubens. Wo sie fehlt oder doch nur dunkel statt findet, da ist freilich jeder Kirchenglaube ohne Geist und Leben.

Der Gläubige dagegen im ächten Sinne verbindet gern mit seinen ursprünglichen Ueberzeugungen diejenigen Punkte des Kirchenglaubens, die ihnen nicht widersprechen. Denn es sollen Geschichte und Kirche nicht die Vernunft überwältigen, welche die älteste Gabe und Offenbarung Gottes ist und ewig nicht altert. (Röm. 1, 19.) Damit aber Geschichte und Kirche, diese großen und ehrwürdigen Mittel der beständigen Offenbarung Gottes, das Reich der Ideen nicht mit unächten Bürgern anfüllen, ist die Vernunft zum Wächter bestellt, und sie soll fortan das heilige Amt der Läuterung behalten und bewahren.

Das Reich der Ideen, groß und herrlich in seinem Umfange, wächst übrigens aus seiner tiefliegenden Wurzel in mancherlei Zweigen hervor, und bildet ein oft sehr verschiedenartiges geistiges Leben, verschiedene religiöse Ansichten, je nachdem mehr nüchterner Verstand oder Gefühl und Gemüth, Aengstlichkeit oder freier Sinn obwalten, und das eine mehr oder weniger in das andre verschmolzen erscheint. Es zeigt sich als beharrliche Rechtgläubigkeit (Dogmatismus), als strenge Sittenwachsamkeit (Moralismus), als innig frommen und gottergebenen Sinn (Pietismus), als höchste geheime (subjektive) Stimmung des Glaubens (Mystik) u. s. f. Dies sind gleichsam die verschiedenen Provinzen im Reiche religiöser Ideen oder des Glaubens, deren sich jeder nach der ei-

genthümlichen natürlichen Mischung seines Gemüths bemächtigt. Und jede dieser religiösen Ansichten ist in sich selbst ehrwürdig, sofern nur der Mensch sie mit Aufrichtigkeit ergreift. Aber wehe dem, — und von dieser häßlichen Krankheit sind leider gar viele Lehrer und Lehrlinge angesteckt — der in diesem heiligen Gebiete des Glaubens eine fremde Person vorstellt, und den Weg nicht verfolgt, den ihm Geist und Gemüth zeigen! Wehe dem, der die Personen ansieht, und, obgleich selbst vom Unglauben tief angesteckt, dennoch aus Schmeichelei, Ehrsucht und niedriger Habsucht den Gläubigen macht, der zu schlecht und träge ist ins Reich der Wahrheit einzudringen, dieses schwer errungene heilige Reich mit seiner Heuchelei besudelt, und mit frechem Munde die Sprache von einem Pietismus und Mystizismus redet und lügt, den er nicht hat! (Ignobile vulgus! Procul este profani!)

Anmerkung 2.

Anwendung der Idee der Zweckmäßigkeit auf Vorsehung und Schicksal.

Es ist für den betrachtenden Menschen nicht schwer, die Zweckmäßigkeit in der Anordnung der unzähligen Naturwerke, so wie in der Anlage seines eignen Wesens zu finden. Er müßte mit ei-

gensinnigem Vorsatz ein Maulwurf sein wollen, wenn er nicht finden wollte und könnte, daß sich in ihm selbst eine Welt von Wundern vereiniget, daß Mensch und Erde für einander gehören, und diese für seine Ernährung und Bildung zweckmäßig geordnet ist. Auf diese so leicht zu erwerbende Einsicht gründet sich auch der Ausspruch Jesu: Sehet die Vögel unter dem Himmel an rc., oder der Glaube an eine göttliche Fürsorge für des Menschen Ernährung und Fortkommen.

Aber nicht eben so leicht ist die Einsicht in die Schicksale der Menschen und Völker, und in ihren Zusammenhang mit einer väterlichen Vorsehung Gottes. Hier ist die Regel nicht eben so leicht zu finden, wie bei der zweckvollen Ordnung, daß das Auge zum Sehen, und die Zunge des Menschen zum Reden gemacht sei. Vielmehr liegt hier eine Verwickelung, aus welcher der Mensch durch gründliche Einsicht nie einen deutlichen Ausgang, zu deren Auflösung er nie eine sichere Regel finden wird. Alle Rechtfertigung Gottes gegen Natur und Schicksal aus Einsicht in den tiefliegenden Zusammenhang (Theodizee) bleibt unvollkommen, und alle Anfechtung der göttlichen Gerechtigkeit und Güte aus vermeintem Wissen ist vollends gar Nichts. —

Aber welche Schwierigkeiten finden sich auch hier! Das ganze Geschlecht der Menschen ist mit der unbegreiflichen Eigenschaft der Willkühr und

Freiheit, die zugleich das höchste in ihnen ist, begabt, deren Gebrauch und Mißbrauch den stärksten Einfluß auf die glücklichen und widrigen Schicksale einzelner und aller hat. Ein Weiser belehrt Millionen, und bringt sie um viele Stufen weiter; ein Thor führt Millionen in schädlichen Irrthum, der Jahrhunderte fortwährt; der Tyrann macht seine Selbstsucht zum Gesetz, und drückt die Völker, und der Mörder erwürgt den Gerechten. Wie dieses mit der ewigen Gerechtigkeit und Liebe Gottes zusammenhängt, davon entdeckt kein Sterblicher die untrügliche Regel. Und dennoch kann auch keiner, der noch bei gesunden Sinnen ist, wünschen, es möge keine Freiheit in dem Menschen sein, oder ihr Mißbrauch, der so unsäglichen Schaden anrichtet, überall von der Allmacht gehemmt werden. Denn im erstern Fall würde der Mensch seine wahrhafte Menschheit verlieren, im andern aber seine Ausbildung, die nur durch den freiesten Gebrauch seiner Kräfte möglich ist, unmöglich gemacht werden.

Die andere große Schwierigkeit ist, daß der Mensch, obgleich zur Freiheit berufen, dennoch seinem sinnlichen Wesen nach unter der Macht unabänderlicher Naturgesetze steht. Seine geringere oder größere Körperkraft, die Kürze oder Länge seines Lebens, das mehr oder minder günstige Geschick hängt von Zeit und Ort seiner Geburt, dem Platze seines Wirkens, von andern Menschen, von

unzähligen Umständen ab, denen nicht er gebietet, sondern die der große Zusammenhang der Dinge mit ihm verband und herbeiführte. Wo ist bei dem Zusammentreffen so vieler Dinge, die auf das Schicksal einzelner Menschen und ganzer Völker — Exempel sei Frankreichs Revolution — oft so sichtbar nachtheilig einwirken, eine sichere Regel zu finden, um die Vorsehung gründlich zu rechtfertigen, wenn uns nicht der Glaube an eine hinter Natur und Menschenfreiheit verborgene göttliche Regierung einen Ausweg weiset? — Der Vater und die Mutter sind von Gott für die Kinder, wie diese für jene, berufen; ein hochbegabter Lehrer zur Erleuchtung der Völker; der Regent für die Wohlfahrt der Unterthanen ꝛc. Dennoch scheint sich das Gesetz der Natur im geringsten nicht an solche höchst weise geordnete menschliche Verhältnisse zu kehren, wovon doch im Ganzen das glückliche Bestehen und Fortschreiten unsers Geschlechts abhängt. Eltern, nicht selten gute, müssen von unmündigen Kindern scheiden, das Leben des Neugebornen ist oft sofort der Tod der Mutter; manches Licht der Welt ging durch gewaltsamen Tod aus dem Leben; ein Kaiser Titus, „die Liebe des menschlichen Geschlechts," stirbt nach zweijähriger Regierung in der Blüthe der Jahre, ihm folgt ein harter Domitian; der gütige König Ludwig XVI. wird wie ein Verbrecher hingerichtet, und ein Napoleon vergießt Menschenblut wie Was-

ser u. s. f. — Ist nicht der Anschein im Laufe der Dinge oft genug gegen die Güte und Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung? —

Hier soll unser beschränktes Wissen billig demüthig werden. Denn nie steigt der Mensch zu jener tiefen Einsicht, wie eine Welt freier Wesen regiert und zu ihrem Ziel geleitet werden müsse. Wie drückt uns hier die Schwierigkeit, daß Gott Naturgesetz und Freiheit des Menschen in eine Welt zusammen verbunden hat. Die Natur bauet und zerstört, nicht minder thuts die Freiheit, und beide sind, obgleich jede für sich selbst höchst zweckmäßig in ihrer Anlage, dennoch gegen einander in einem endlosen schweren Kampfe, in welchen sie der setzte, der beide schuf. Das sehen wir täglich, aber hier endet auch das Wissen, und macht dem Glauben Platz, der da spricht: Die ganze Natur kann nur des freien Menschen wegen da sein, wie sie im Einzelnen sichtbar dafür gemacht ist, und was beide in diesem Leben in menschlichen Verhältnissen, doch nur der Absicht Gottes gemäß, zerstören, das wird in einem höhern Dasein des Menschen aufgebaut. Alle hier vorzeitig verwelkte Keime im Menschen werden dort wieder aufblühen und Frucht bringen, und Millionen, die hier durch die Natur der Dinge verhindert, nicht zur Anschauung und Erkenntniß des Göttlichen, dem Ziel unsers Geschlechts, gelangen konnten, werden dort erst die hier versagte Bildung zur Menschheit em-

pfangen. Denn jeder Menschengeist ist durch seinen natürlichen Adel zum ewigen Anschauen der göttlichen Herrlichkeit und der Erfüllung der göttlichen Absichten berufen. Der aber beide große Elemente der Welt, Natur und Freiheit, erschuf, und sie mit tiefer Weisheit verband, wird sie auch zu einem großen und heiligen Ziel zu leiten wissen. —

Für diejenigen aber, die schon auf Erden zum Besitz im Reich der Ideen, zum lebendigen Glauben an ihre ewige Bestimmung, gelangt sind oder gelangen können, stellt Jesus den allein richtigen und wahrhaft erhabenen Gesichtspunkt von der Bedeutung dieses Lebens auf, aus dem der Mensch oft so plötzlich abgerufen wird. Er sagt Lukas 12, 33 — 40: „Sammelt euch einen Schatz für den Himmel, der nimmer abnimmt ꝛc. Lasset eure Lenden umgürtet sein, eure Lichter brennen, und seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten ꝛc. Selig sind die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet! — Darum seid auch ihr bereit, denn des Menschen Sohn wird kommen zu der Stunde, da ihrs nicht meinet.

Die Bedeutung des Lebens ist hiernach keine andre, als die regsamste Bemühung um das Göttliche, um höhere Weisheit und Tugend. Wenn der Mensch nur diesen seinen höchsten Ruf mit lebendigem Glauben ergreift, so hat er sich um die Macht und Störungen der Natur, die oft sein

angefangenes Werk zertrümmert, oder um den geheimen Gang der menschlichen Schicksale, den die Vorsehung für sich allein behält, eben so wenig zu bekümmern, wie ein Knecht sich in fremde Dinge zu mischen hat, dem auf seinen Herrn zu warten aufgetragen ist. Wird er mitten aus seinem Berufe, der Jünglung von seiner ehrenvollen Laufbahn, der Vater, die Mutter von den unerzogenen Kindern abgerufen, es ist nicht mehr ihre Sorge, weil der Oberaufseher des Weinbergs gerufen hat. Andre sind schon bestellt, die das unvollendete Werk bis zu dem vorgezeichneten Punkte weiter fördern sollen, und ebenfalls auf den Ruf ihres Herrn warten. Der Mensch hat nur das Amt, daß er wie ein „treuer und kluger Haushalter" des Berufes wartet, und in Rücksicht alles Uebrigen dem Vater im Himmel, der ihn durch die täglich drohende Abberufung in zweckmäßiger Wachsamkeit erhält, trauet und glaubt.

All' sein Eifer und Weisheit und Tugend ist ein Kampf, der alle seine Kräfte aufregt; aber seine erste und höchste Tugend, der, alle seine übrigen Tugenden belebende, Glaube an eine heilige Weltregierung hat auch den schwersten Kampf, nemlich mit der ganzen Natur, die im Bunde mit dem gemeinen Verstande uns unablässig überreden will, es sei überall nur Natur und Verwirrung in der Menschen Schicksal, und wohl gar

des Glaubens aus reiner Vernunft spottet. Wie aber Natur und Freiheit in ihrem tiefsten Grunde von der höchsten Weisheit ohne Zweifel zweckmäßig zu einander geordnet sind; so ist es auch der Kampf des Glaubens gegen jenen Schein, den das Naturgesetz unaufhörlich herbeiführt. Schwer ist zwar dieser Kampf, doch das ist unsre Bestimmung; aber der Sieg des Glaubens über die anscheinende Unordnung und Ungerechtigkeit im großen Lauf der Dinge wird desto erfreulicher und seliger sein. Solchen Kampf und Sieg will auch die hohe Bestimmung, welche Gott in die Anlage des Menschen zur Tugend gelegt hat.

So bringt nicht die Einsicht in den verborgenen Zusammenhang der Dinge, nicht die Wissenschaft von Gott und Natur, die hier vielmehr verstummt, einen Einklang zwischen Vorsehung und Schicksal hervor. Der Glaube allein, die Natur, diese Dienerin der Geisterwelt, könne in ihrem letzten Ziele nicht anders als zweckmäßig zu ihr von der ewigen Weisheit angeordnet sein, stärkt und beruhigt das oft zweifelnde und bekümmerte Gemüth bei den dunkeln Wegen der Vorsehung, und spornt die geistige Thätigkeit im Anschauen eines höhern künftigen Daseins. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übt und glaubet ein kindlich Gemüth.“

II.

Glauben ist der menschlichen Wohlfahrt nöthiger als Wissenschaft.

Nur wenige Menschen können wissenschaftlich gebildet sein. Vielen fehlt es an der nöthigen Geisteskraft, oder an dem Sinn dafür, den meisten aber an der erforderlichen Lage. Das ist indessen kein Unglück für die Welt. Wohl aber wäre ein Land voller Gelehrten, Dichter und Künstler nicht glücklich. Dennoch darf uns Wissenschaft nicht fehlen. Denn für die Wohlfahrt der Gesellschaft, für das öffentliche Recht, für den Schutz des Eigenthums, für das körperliche Wohl, für die Beförderung der Gewerbe, zur Vertilgung des so gefährlichen Aberglaubens und für allgemein wich-

tige Angelegenheiten ist es unumgänglich nöthig, daß wissenschaftliche und Naturkenntnisse höherer und niederer Art unter den Menschen sind. Aber nur wenige Menschen sind im Besitz derselben. Der gemeine Bürger und Landmann weiß davon so viel wie nichts, und was er davon etwa noch weiß, ist nicht wissentschaftlich erworben, sondern höchstens mechanisch und historisch erlernt, und dient nur zu seinem täglichen Bedarf. Seine Wissenschaft ist der Regel nach nicht zu rechnen.

Wenn man aber erwägt, wie sehr das Wissen in seinen verschiedenen Zweigen den Menschen erfreut und seinen Geist adelt; so scheint es ein hartes Loos zu sein, daß das Volk, mit menschlicher Geisteskraft geboren, keinen Theil daran nehmen kann. Es hat aber dem Regenten der Welt, und gewiß aus guten Gründen, nicht gefallen, ihm dies zu geben. Vielmehr hat er eine solche Menge gemeiner Arbeiten auf Erden geschaffen, daß er eben dadurch auch viele tausend Hände blos für die tägliche Nahrung und das weltbürgerliche Fortkommen des Menschengeschlechts unter solchen Völkern berief, wie etwa die christlichen sind, die den Zustand der alten Rohheit verlassen, und sich zu dem Grade der bürgerlichen Ausbildung aufgeschwungen haben, worin wir uns jetzt befinden. So ist die wirkliche Lage der Welt, so wird sie wohl bleiben; weniger Köpfe für Wissen, mehr Hände zur Arbeit sollen für die Wohlfahrt der Welt beschäftigt

sein. Und wir können ohne Irrthum behaupten, so sei es der Wille des wunderbaren Gottes.

Wer wird das Urtheil hier wagen, als sei das Loos ungerecht, daß das Volk nur zu gemeinen Dingen verurtheilt sei? — Nein, nicht also; denn „es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.“ (1 Joh. 3, 2.) Nach unserm Glauben wird auch der Geringste in einem höhern Leben, wo das Wissen eine edlere Bedeutung und seligern Gewinn haben wird, zu höherm Wissen hinansteigen; denn er ist wie alle göttlichen Geschlechts. Solche Ideen über die höchsten Zwecke im Menschen geben uns Vernunft und Christenthum. — Hier auf Erden aber findet das zum tiefern Forschen und zur wissenschaftlichen Bildung nicht berufene Volk, reichlichen Ersatz fur alles höhere Wissen in seinem Glauben, woran der Ungelehrte grade so viel Theil, wie der Gelehrte hat. „Die Natur ist in dem, was Menschen ohne Unterschied angelegen ist, keiner partheiischen Austheilung ihrer Gaben zu beschuldigen, und die höchste Philosophie kann es in Ansehung der wesentlichen Zwecke der menschlichen Natur (nemlich in der Einsicht und Ergreifung göttlicher Dinge) nicht weiter bringen, als die Leitung, welche sie auch dem gemeinsten Verstande hat angedeihen lassen.“ (Kant Krit. d. r. V. S. 859.)

Die Klasse körperlich arbeitender Menschen gehört zu den ehrwürdigsten, denn durch sie besteht

die Welt. Selbst bei dem Aberglauben, der nie ganz ausgerottet werden, weil ein Volk bleiben wird, und zu dem Grade seiner Erkenntniß zu gehören scheint; selbst bei allem Mangel an Wissenschaft ist dennoch das Volk zugleich der treue Bewahrer der heiligen Wahrheit, und des die Welt beglückenden Glaubens. Dem Volke vertraute Jesus Christus die Ausbreitung der göttlichen Lehre des Evangeliums an, durch das Volk gelang Luthern die Herstellung und Reinigung derselben, nachdem sie mehr durch den unwissenden und oft nur irdische Dinge suchenden Lehrstand, als durch das gläubige Volk verunreiniget worden war. Ist wenig Wissens bei dem Volke; so ist desto mehr treuer Glaube bei ihm. Und hieran hängt in Wahrheit das Heil der Welt. Hat das Volk erst angefangen zu glauben, dann ist eine Lehre fest für die Welt gegründet. Hätte Gott es nicht gefügt, daß die heilbringende Lehre Jesu von dem Volke angenommen wäre; hätte die wundervoll eingeführte nicht durch ihre einfache göttliche Kraft dem Sinne des Volks zugesagt, sie wäre nur wenigen Menschen zu Theil geworden, oder wohl gar bald gänzlich von der Erde wieder verschwunden.

Der Glaube des Volks ist nach Gottes Veranstaltung allein der feste Punkt, um den sich der Sieg und die Erhaltung der heiligen Religionswahrheit unter den Menschen drehet. Darum ist es auch ungleich besser, daß das Volk, wenn es

sich einmal, wie durch Luthern, Wahrheit errang, starrsinnig an seinem Glauben hängt, und sich vor neuer Lehre fürchtet, als daß es leichtsinnig denselben verläßt und nach Neuem haschet, welches zum Unglauben führt. Besser ist sein der Wahrheit angehängter Aberglaube, besser sogar die hie und da Beifall findende Schwärmerei Einzelner im Volke in vermeinten höhern Eingebungen und ähnliche Auswüchse, als alle Vernünftelei und ungläubige Neuerung des Volks. Denn in jenem Fall bleibt das Herz noch der Wahrheit zugewandt, in diesem wirft es Wahrheit und Trug zusammen weg.

Wie warnend wird uns hier jener verheerende Unglaube, jene aus ihm geborne Entehrung der christlichen Kirchen und Gebräuche, jene Verspottung alles Heiligen in Frankreichs Revolution, worin der Unglaube den höchsten Gipfel erreichte! Zu diesem furchtbaren Unglauben aber hatten die Verächter aller Religion, Voltaire, Helvetius und andre den tiefern Grund gelegt, als sie dem leichtsinnigen und höchst unwissenden höhern und niedern Volke durch ihre Schriften Vernünftelei, Verspottung der heiligsten christlichen Wahrheit beibrachten, und den festen Punkt des Glaubens umstießen.

Der religiöse Glaube des Volks, das in Gott seinen höchsten Gesetzgeber und Richter erkennt, ist die unerschütterliche und ehrwürdigste Grundfeste der öffentlichen Wohlfahrt christlicher Staa-

ten, und es ist daher schon deswegen heilige Pflicht christlicher Regenten, den Glauben ihres Volks durch zweckmäßige öffentliche Lehranstalten, und durch jedes andre ihnen zu Gebot stehende Mittel kräftig zu bewahren, und gegen die Eingriffe des Unglaubens zu schützen. Auch das Volk muß möglichst ausführlich lernen, was es zu glauben hat, und in seinem Glauben als in einem heiligen Eigenthum erhalten werden. Unter den Verdiensten unsers verehrten Königs ist dies eben eins seiner größten, daß er persönlich den Glauben des Volks ehrt, und durch gute Anstalten ihm öffentliche Achtung zu verschaffen sucht. Das unterließ sein großer Ahnherr, Friedrich II., und man darf sagen, zum großen Nachtheil des gemeinen Wesens. Ihm selbst war es verderblich, daß er mit so vielen Verächtern des Christenthums umging, die ihn von tiefern Betrachtungen desselben abhielten; und ihm fällt ein großer Theil der Schuld zu, daß damals der Unglaube in einer Fluth von Schriften sein Haupt so kühn erhob, daß höhere und niedere Beamte mit ihrem Unglauben öffentlich prangten, Gott und ihrer Pflicht untreu, das Volk und dessen Glauben verachteten und drückten, daß diese falsche Aufklärung selbst bei der schweren Prüfung, die unser Vaterland seit der französischen Revolution traf, bei weitem noch nicht ausgestorben ist, und noch jetzt so viele Beamte und gebildet sein wollende Menschen aller

Art durch öffentliche Verachtung des Christenthums den Glauben des Volks ärgern.

Der Unglaube, meistens im Laster entsprungen, schmeichelt den Lüsten, und führt gerades Weges zur Gewissenlosigkeit. Um so gefährlicher ist er dem Volke, das in seinen Begierden heftig und in Rücksicht seiner wahren Wohlfahrt für unwissend zu achten ist. Um so höher aber steht die Pflicht christlicher Lehrer, dieser Pest durch gründlichen Religionsunterricht und unsträflichen Wandel zu begegnen, damit das Volk seinem Glauben treu erhalten werde.

Der gemeine Christ hält gewöhnlich fest am Glauben seiner Väter, wenn er nicht durch fremde, feindselige Einwirkungen daraus vertrieben wird. Des tiefern Wissens ungewohnt, verlangt er nicht, daß ihm viel Neues darüber gesagt, wohl aber, daß ihm derselbe gestärkt und ehrwürdig dargestellt werde. Sein Glaube an Gott und dessen Wort leitet ihn in seinem ganzen Thun, kräftigt ihn zur Gewissenhaftigkeit in seinen Pflichten, gibt ihm Muth in des Lebens Beschwerden, und macht die Hoffnung des ewigen Lebens felsenfest in seinem Herzen. Das ist aber eben das Hauptziel des Glaubens und Lebens. Jesus Christus ist ihm ein Gottesgesandter, und dessen Sendung ist ihm wie die Schöpfung, der er die Erlösung allein und mit Recht an die Seite stellt, die größte und huldreichste That Gottes. Er stößt sich nicht

an die Wunder in der Lebensgeschichte Jesu, er glaubt, daß es nicht anders sein könne. Er vernünftelt nicht darüber, sondern glaubt dem geschriebenen Worte Gottes. Aber er ärgert sich über den frechen Unglauben, der an den einleuchtenden Proben der Macht, Weisheit und Liebe Gottes in der Person Jesu zweifelt, wohl gar das verspottet, was dem gläubigen Christen immer das Heiligste war, und woran er unter allen Versuchungen und Trübsalen mit unerschütterlicher Treue hängt. Ein kräftiger Spruch der Bibel stärkt seinen Glauben und seine Pflichttreue mehr als zehn Vernunftgründe. Aus Mangel an Kenntnissen und Gewandtheit kann er zwar selten den dreist auftretenden und mit Scheingründen gerüsteten Unglauben widerlegen; aber wenn auch dieser zuweilen ihn erschüttert hat, so kehrt er doch gewöhnlich zu seinem alten Glauben zurück, wenn nicht Lasterliebe ihn schon leichtsinnig gemacht hat. Er will sein bestes Eigenthum nicht verlieren.

Wohl dem Staate, daß die meisten seiner Bürger diesen treuen Sinn in ihrem Glauben beweisen, und Segen über das Staatsoberhaupt, das sich den Schutz dieses heiligen Guts angelegen sein läßt! Denn treuer Glaube ist das wahre und einzige Element, worin nach Gottes Absicht das Volk sich bewegen soll, ist die Quelle unzähliger Tugenden, die die innere Kraft des Staats erhalten und beschirmen, wie uns die letzten Kriege

Deutschlands so klar zeigen, und was mehr werth ist, das Bild Gottes in dem Menschen verkündigen. Aber im Schooße des Unglaubens werden alle jene Laster geboren, die die Wohlfahrt des Staats, Exempel sei uns Frankreich, untergraben und die Menschen herabwürdigen. Wehe dem, der das Volk aus der festen Burg seines Glaubens zu vertreiben wagt!

Bei dieser Wichtigkeit des Glaubens, den jeder in der Brust seines Nächsten bewahren und stärken soll, scheint es nicht einmal anräthlich zu sein, den Aberglauben des Volks mit zu großer Strenge zu verfolgen, wenn man auch die schädlichsten Arten desselben, die den heilsamen Einfluß der Religion offenbar hindern, zu vertilgen sucht. Hierüber sind keine allgemeine Regeln möglich. Jeder christliche Lehrer, dem die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Lehrlinge am Herzen liegt, wird durch seinen gesunden Verstand am besten belehrt werden, welche Arten des Aberglaubens, und wie er sie, besonders bei der Jugend, vertilgen, und welche er mit Stillschweigen übergehen müsse. Der Aberglaube, der dem gemeinen Christen, wenn auch nicht in gleichem Grade, wie sein Religionsglaube, seinen persönlichen Zusammenhang mit der unsichtbaren Welt nicht selten beurkundet, hängt gemeiniglich mit dem ihm so unentbehrlichen Wunderglauben in der Geschichte Jesu nahe zusammen, und es leidet dieser, dünkt mich, leicht

einige Gefahr, wenn jener zu strenge verfolgt wird.

Es war daher ein sehr unglücklicher Einfall, als vor einigen dreißig Jahren der bekannte leichtsinnige Bahrdt, der einst in meiner und andrer Gegenwart Wunderglauben das Thor des Aberglaubens nannte, dem Volke ein Buch (Briefe über die Bibel ꝛc.) in die Hände gab, wodurch ihm nebst allem Aberglauben auch aller Wunderglaube, folglich auch der Glaube an die wundervolle Einführung des Christenthums, genommen werden sellte. Das brachte dem gläubigen Volke kein Heil, wenn es auch dem ungläubigen willkommen war. Es erschütterte den sonst ruhigen Glauben vieler Menschen an heilige Dinge auf das heftigste, und richtet noch Schaden an.

Zahlreiche Schriften und Tagesblätter erschienen damals gegen die Wunder der Bibel und des Neuen Testaments insbesondre. Man wurde endlich dessen müde, und dieser Ton verschwand. Es wurde die Ansicht allgemeiner, daß es sich nicht zieme, mit verwegener Hand anzutasten, was die Vorsicht in unsern heiligen Schriften absichtlich in Dunkel gehüllt habe. Ueberdem hangen die Wundererzählungen der Schrift oft gar zu innig mit ihren heiligen Lehren zusammen. Läßt man jene nicht stehen, wie sie sind, und schwächt man den Glauben an sie; so untergräbt man nicht selten auch den Glauben an diese, und der sonst gläubige

gemeine Christ hat nach seiner Art nichts Festes mehr, woran er sich halten kann. Das wenigste, was man von jenem Zeitalter sagen kann, ist, daß es die Natur und den Werth des Glaubens überhaupt, denn es wurde ja alles vernichtet, was vor dem (raisonnirenden) Verstande die Probe nicht hielt, und die Wichtigkeit des Wunderglaubens im Volke insbesondere verkannte, und nicht erwog, daß durch die sogenannten natürlichen, gewöhnlich aber sehr erzwungenen Erklärungen der Wunder des Neuen Testaments Christus und seine Apostel, die der Welt sichtbar den größten und edelsten Dienst leisteten, zu Schauspielern und frommen Betrügern herabgewürdigt wurden. Das Volk sollte nach der Meinung jener Wunderfeinde nichts als Vernunftglauben haben. Gesetzt aber, dieser sei auch für wissenschaftlich gebildete Menschen völlig ausreichend, welches ich nicht bestreiten mag; so ist er doch durchaus nicht für das Volk, denn dieses knüpft zahlreichen Erfahrungen an Völkern zufolge, seinen religiösen Glauben an nichts sicherer und untrüglicher, als an die Geschichte und an ein geschriebenes Wort. Dies hat ein späteres Zeitalter besser eingesehen, und der Glaube wird jetzt, wie sichs gebührt, schonender und würdiger behandelt.

Auf jene ängstlich rechtgläubige Zeit, wie sie noch vor etwa funfzig Jahren war, wo man den Geist vernachlässigend am Buchstaben klebte, folgte

die gewaltsame Aufklärungszeit, die wir erlebten, da man alles Wundervolle vertilgen wollte. Der Geist des Menschen ruhet nicht, er versucht sich auf allen Wegen, um das Wahre zu finden, und endlich den rechten Weg einzuschlagen. So mußte denn auch das Zeitalter, wo nur der Verstand herrschte und alles unter das Begreifen stellte, und Glauben und Religionsgefühl leer ausgingen, nach Gottes Rath dem Ganzen zuträglich, und für die geistige Kraft des Menschen heilsam sein, wenigstens den schädlichen Buchstabenglauben, der auch schon oft zum Unglauben führte, stürzen helfen, und dadurch zum Sieg und ächten Glanz der Religion des Evangeliums beitragen.

Man ehrt jetzt wiederum mehr die Bibel als eine heilige Urkunde, worin der wunderbare Gott menschlich und dennoch erhaben, strenge gebietend und wiederum auch milde mit den Menschen redet, und von langer Zeit her am besten, am kräftigsten mit ihnen geredet hat, worin er sich wundervoll den Menschen bekannt macht, wie sie es von den Wundern seiner Schöpfung umgeben, und seine Nähe und innigere Gemeinschaft wünschend nicht anders erwarten und gern historisch glauben. Wie sollte auch der hohe Geist dieses Buches, denn von dem weniger Wesentlichen sehen wir billig hinweg, diese Ehre nicht verdienen, daß wir, wenn auch eine Zeitlang durch falsche Ansichten ihm entfremdet, mit erneuerter Hochach-

tung zu ihm zurückkehren, zu einem Buche, dem die Welt ihre Bildung, ihre Sitten, ihren Glauben, ihr Höchstes, eine unverbesserliche Religion zu verdanken hat? — Auch hier gelten die schönen Worte Schillers: Wir gelangen nur selten anders, als durch Extreme zur Wahrheit, wir müssen den Irrthum und oft den Unsinn zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziele der ruhigen Wahrheit hinaufarbeiten.

III.

Die wundervolle Einführung des Christenthums in die Welt.

Wenn man in der Weltgeschichte die Menge wichtiger Begebenheiten alter und neuer Zeit überblickt, so findet sich durchaus keine, die der Einführung des Christenthums an Wichtigkeit gleich kommt. Die Erfindung des Ackerbaues, des Handels und der Schiffahrt, so vieler bürgerlichen Künste und Gewerbe, die Gesetzgebung unter den Völkern, die Gründung, das Steigen und der Untergang des römischen Reichs, die Einwanderung der Völker Asiens nach Europa, die Erfindung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst, die Ausbreitung der Wissenschaften, die Entdeckung

des Seeweges nach Ost- und Westindien waren vor allen andern wichtige Begebenheiten. Sie brachten die größten und heilsamsten Veränderungen unter dem jetzt gebildeten Theil der Erdbewohner hervor, verbesserten den bürgerlichen Zustand der Völker, rissen die Menschen aus ihrem Geistesschlummer, erschütterten mächtig die alte Barbarei, entwickelten die Geisteskräfte der Menschen, und wirkten, wenn auch nicht immer, vortheilhaft auf ihre Sitten. Das Christenthum und die aus seinem Schooße hervorgehende Reformation, gleichsam eine neue Einführung desselben unter die Völker, übertraf sie alle vorzüglich deswegen an Wichtigkeit, weil jene Weltbegebenheiten mehr auf den äußern Menschen wirkten, das Christenthum aber den innern Menschen, und zwar unendlich mehr als alle Weltbegebenheiten, auch als alle vorhergegangene griechische Weltweisheit und jüdische Lehre der äußerlichen Satzungen (Gal. 4, 3.) ergriff, und seine edelsten geistigen und sittlichen Kräfte zum Leben brachte. Das Christenthum erst machte den Menschen recht mit sich selbst, seinen geistigen Bedürfnissen und seiner Bestimmung bekannt, indem es ihn nicht nur zu dem einigen Herrn der Welt, sondern auch zu einem heiligen Gott führte, und ihm in der Person des Stifters das höchste Muster in allen menschlichen Tugenden aufstellte. Es gab dem Menschengeschlechte eine ganz neue, nie gekannte

Richtung. Mit ihm kamen die höchsten Ideale der Menschen ins Leben, ohne welche der Mensch mehr oder minder in einem gewissen Zustande der Barbarei bleibt. Mit ihm gingen reine und hohe Begriffe von höchster Weisheit und von Tugend aus Gewissenspflicht, aus Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam gegen das höchste, heiligste Wesen (1 Petri 2, 19) in die Vorstellungen der Völker hinein, die vorher nichts davon wußten. Seid vollkommen, sprach Jesus, wie der Vater im Himmel vollkommen ist! — Denn auch die schönsten Tugendsprüche der griechischen und römischen Weltweisen, die überdem nur unter ihnen, nicht unter dem Volke in Umlauf waren, können meistens eine gewisse Selbstsucht und Selbstgenügsamkeit nicht verläugnen. Das Christenthum hingegen schneidet alle Selbstsucht auf das schärfeste weg, als die Zerstörerinn aller Tugend; und die Demuth, die der Stifter lehrte und übte, ist eine der höchsten Tugenden geworden, welche in seiner Lehre verkündigt werden. In diesem seinem himmlischen Glanze, der durch das Exempel des Meisters so viel reiner und herrlicher strahlte, hatte das Christenthum den heilsamsten Einfluß auf die Sinnesart und das Leben der Völker. Es erzog ächt tugendhafte Menschen, die in kindlicher Ergebung ihrer Gesinnungen und Schicksale an Gott das Ziel ihres Lebens setzten, und nicht blos die Obrigkeit fürchteten. So hohen Sinn hatte Judenthum

und Heidenthum weder gegeben noch geben können. Und weil es von Anfang den Keim zur höchsten menschlichen Bildung in sich trug, die in dem tiefsten Gefühl der Erhabenheit Gottes, in der lebendigsten Ergreifung göttlicher Dinge, des Wahren, Guten und Schönen besteht; so bildete sich auch in seinem Schooße alles aus, was den menschlichen Geist adelt, und half mächtig bis an unsre Tage allen Wissenschaften zu ihrem höchsten Glanze.

Wenn die höchste Bildung des Menschen ungezweifelt darin besteht, daß seine edelsten geistigen Kräfte in Thätigkeit sind, daß er reine und wirksame Begriffe von menschlicher Tugend hat, daß die Ideen von Pflicht und Recht als der wahre Wille Gottes an die Menschen zu gehöriger Kraft und Klarheit in ihm gelangt sind; so gab das Christenthum diese Bildung wie noch keine Lehre vor ihm. Und als Grundfeste dieser Ideen lehrte es ein einiges, höchstes und heiliges Wesen, und schärfte das tiefste Gefühl der Ehrfurcht und Liebe für dasselbe ein. Es gab dem Menschen einen Glauben, der sich seiner sittlichen Natur vollkommen anschließt, dieselbe adelt, seiner also in aller Absicht würdig ist. Das Höchste im Menschen sollte durch das Christenthum erreicht, eine neue geistige Schöpfung sollte hervorgebracht werden, und dies ist in verschiedenen Abstufungen bei unzähligen Gliedern der christlichen Kirche wirklich

erreicht worden. Denn es hat zu allen Zeiten, selbst die der Finsterniß und Barbarei nicht ausgeschlossen, die besten Menschen gebildet, die mit den erhabensten Tugenden geziert der Stolz des menschlichen Geschlechts sind. Es hat Millionen, die nun entschlafen sind, einen unendlich bessern Weg der Tugend, des Glaubens, des stillen beharrlichen Duldens und der Hoffnung geführt, als die besten Lehren des Judenthums und Heidenthums je gethan haben würden.

Und dieses Christenthum wundervoll in die Welt einzuführen hat der göttlichen Vorsehung gefallen. Ein heiliges Dunkel umschwebt diese ganze wunderbare Geschichte; nur die in der Gründung desselben deutlich hervortretende, göttliche, höchstweise und liebevolle Absicht, die in Irrthum und Verderbniß versunkene Welt zu erleuchten; nur die Person Jesu des heiligen Stifters, der in einem noch nie gesehenen Tugendglanze die verkündigte Lehre durch das Exempel bestätigt, erhellen dieses heilige Dunkel. Der große Zweck des Christenthums wird klar in seinen großen Wirkungen. Es führte unser Geschlecht zur höchsten Stufe seiner Bildung in der Anbetung eines Vaters im Himmel, des Unsichtbaren und Einen, des höchsten Ideals aller Weisheit und Güte. Es sollte aber auch in seiner Lehre und wundervollen Geschichte, vorzüglich seines heiligen Stifters, ein fester, unwandelbarer Punkt sein, zu welchem die

Völker der Erde durch Glauben und Gehorsam bis zu den entferntesten Zeiten hinansteigen, wo sie mit Ablegung ihrer Irrthümer in göttlichen Dingen das wahrhaft und einzig Göttliche und Himmlische erblicken sollten. Hiezu eignete sich eine Geschichte am besten, da sie am lebendigsten unterweiset. Die höhere Verbindung des Menschensohnes mit dem Vater im Himmel sollte für die Menschheit das Bild ihres unmittelbaren geistigen Zusammenhangs mit Gott sein. Ein so erhabener Zweck, daß er von keinem Sterblichen erhabener gedacht werden kann. Diese neue geistige Schöpfung unsers Geschlechts, wie sie wirklich erfolgt ist, diese zweckmäßigste That Gottes war wohl eines ungewöhnlichen Anfangs und einer wundervollen Einführung werth. Die Schöpfung der Welt, unsers Geschlechts und des (physischen und geistigen) Lebens auf Erden ist nur durch ein Wunder des allmächtigen göttlichen Willens denkbar; die in der Person Jesu Christi veranstalteten Wunder Gottes hatten andre Zwecke und waren nur andrer Art. Ihr Zweck aber, die kräftige und schnelle Einführung des Christenthums, ist eben so heilig und erhaben, wie der Zweck der Schöpfung unsers Geschlechts zum irdischen Dasein. Denn unser geistiges Dasein und die Bildung zu desselben höchsten Stufen konnte doch nur der letzte Zweck der göttlichen Weisheit und Liebe bei der Schöpfung sein. Von dieser Seite betrachtet

verlieren also die Wunder bei der Einführung des Christenthums sehr vieles von ihrer Schwierigkeit, und werden nur ungewöhnliche, von dem gemeinen Lauf der Natur abweichende Mittel in der Hand Gottes, um seinen Kindern auf Erden das Höchste und Beste zu geben. Ist alles für zweckmäßig zu achten, was Gott in der Welt thut; so war es auch eine zweckmäßige Gottesthat, für das der Wunder und des Wunderglaubens bedürfende Geschlecht die beste Gabe einzuführen, die er je den Menschen gegeben hat. Und der herrlich gelungene Erfolg belehrt uns jetzt hintennach, daß Wunder das beste und einzige Mittel waren, das Volk für den neuen Glauben bald zu gewinnen, wodurch denn zugleich der Sieg der Wahrheit (s. Abschn. II.) sowohl für diejenigen errungen war, die ohne Bedenken Wunder glauben, als für diejenigen, denen davor grauet. Denn auch diese leben vom Lichte des Christenthums. Das Volk versetzt sich auch gern aus der gemeinen in die Ideenwelt, sieht und hört seiner Natur nach gerne Wunder, es kam also Jesu auf halbem Wege dergestalt entgegen, daß er über die unmäßige Wundersucht klagte: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht." (Joh. 4, 48.) Das Volk der Israeliten hing ferner mit so starrem Sinne an seinem Judenthum, daß es fast nur durch außerordentliche Begebenheiten begreiflich wird, wie ein großer Theil dieses Volks plötzlich von sei-

nem alten Glauben abfiel und zum Christenthum überging; ein Volk, das noch überdem in seinen meisten Gliedern mit überspannten Erwartungen von einem irdischen König oder Messias aus seiner Mitte angefüllt war. Sieht man andrerseits auf die äußerst schnelle Ausbreitung des Christenthums unter den gebildetsten heidnischen Völkern der damaligen Zeit in Kleinasien, Griechenland, und Italien, die ihren hergebrachten Götzendienst liebten; so macht auch dieses außerordentliche Begebenheiten, die vorausgingen und die Einführung begleiteten, höchst wahrscheinlich; Thaten der Boten Jesu, wie die Apostelgeschichte sie erzählt.

Diese Wunder Jesu und seiner Gesandten fanden in alten Zeiten nur wenige, in neuern aber seit etwa 150 Jahren, unter den Engländern zuerst, dann unter uns mehrere Gegner. Man erinnere sich an die Fragmente des Ungenannten, an Lessing, Bahrdt, Schulze, Eck und andere unter den Deutschen unserer Zeit. Diese gaben sich alle Mühe, jene Wunder aus dem gewöhnlichen Gange der Dinge und aus den natürlichen Kräften und Einsichten der Wunderthäter, andrerseits aus der Unwissenheit und Kurzsichtigkeit der Zuschauer, aus einer unredlichen Absicht zu täuschen von Seiten derer, die sie verrichteten, oder endlich aus einer mit frommem Betruge geschehenen Verfälschung des Textes zu erklären.

Hier entsteht billig die Frage: was ist ein Wunder? Die gewöhnliche Antwort ist: was die bekannten Kräfte der Natur und der Menschen übersteigt. Hier pflegen sich nun die Erklärer der Wunder aus Natur- und Menschenkräften damit zu helfen, daß sie sagen, Jesus und seine Jünger hätten Kräfte der Natur gekannt, die damals allen Menschen unbekannt gewesen, und dadurch ihre Wunder, ihre durch die anscheinend hinzutretende helfende Gottesmacht ausgeführten Thaten verrichtet. So würde denn jedes ihrer Wunder keines mehr sein.

Aber wie kommts, fragen wir, daß uns nach so langer anhaltender und gründlicher Naturforschung, besonders in unsern wissenschaftlichen Zeiten, alle diese Kräfte gänzlich unbekannt geblieben sind? Noch ist kein Naturkenner aufgetreten, der Blindgeborne, Taube, Fallsüchtige, Gelähmte, Wahnsinnige so leicht geheilt und Todte erweckt, und zwar durch ein Wort, oder durch ein unbedeutendes Mittel, solche ungewöhnliche Dinge hervorgebracht hätte, wie die Herstellung des Taubstummen durch Speichel. Mark. 7, 33.

Manche neuere Erklärer des Neuen Testaments, wie Paulus und andre, haben durch eine künstliche Erklärung des Textes eine Aushülfe über die Wunder geben wollen, indem sie von der Voraussetzung ausgehen, es werde gar kein Wunder im Neuen Testamente erzählt, wenn man den

Text nur richtig zu erklären verstehe. Sie behaupten, durch die Kürze der Erzählung und durch Auslassung mancher Umstände hätten die Erzählungen der Evangelisten ein so wundervolles Ansehen erhalten.

Ich ehre die Gelehrsamkeit, womit manche Gelehrte unsrer Zeit an die Erklärung des Neuen Testaments gegangen sind; aber jene Voraussetzungen und künstliche Erklärungen sind doch nicht zu billigen, wodurch der Text häufig verletzt und gewaltsam verdrehet worden ist. Dies bewirkt nur Verwirrung vorzüglich bei Anfängern und jüngern Theologen, die, verleitet von dem gelehrten Ansehen ihrer Meister, dieser falschen Spur folgen. Die außerordentliche Wunderscheu unsrer Zeit und der wachsende Verstand, der sich seiner Natur nach an dem Naturgesetze, als der ewig festen Regel hält, mußten freilich dergleichen falsche Ansichten bei Erklärung des Neuen Testaments begünstigen.

Aber alle jene verwirrenden Künste, die man anwandte, um das Neue Testament, wie man meinte, von Wundern zu säubern, werden durch die einzige Bemerkung, die sich jedem uneingenommenen, nichts verdrehenden Leser des Neuen Testaments von selbst aufdringt, niedergeschlagen, daß die Verfasser des Neuen Testaments, sie mögen gewesen sein, wer sie immer wollen, absichtlich Wunder haben erzählen wollen, Thaten Jesu und seiner Jünger, die durch keine blos

menschliche Klugheit und Kraft, nicht durch eine geheime, höhere Kenntniß der Natur, sondern allein durch Mitwirkung göttlicher Allmacht möglich waren. Diese Bemerkung wird durch die Anlage des ganzen Neuen Testaments hinreichend bestätigt. Jeder also, der es unternimmt, die Wunder des Neuen Testaments durch seine Auslegungskünste wegerklären zu wollen, handelt der klaren Absicht der Verfasser schnurstracks entgegen, ist offenbar ein Verfälscher heiliger Urkunden, ein Verfälscher erzählter Thatsachen, die absichtlich mit dem heiligsten Vorbild und seiner göttlichen Lehre im innigsten Zusammenhange stehen; wirft also durch diese schädliche Kunst den nachtheiligsten Schatten auf diese, und verwirret, was der Christenheit das Heiligste ist, den Glauben an ihren Stifter. Ist erst dieses klar, daß die Verfasser des Neuen Testaments Wunder haben erzählen wollen, welches nicht schwer einzusehen, und woraus auch die große Kürze mancher Erzählungen am besten zu erklären ist, wenn man nur an die Auferstehung und Himmelfahrt Christi denken will; so steht jeder, der alle diese Wunder natürlich erklären und dadurch vernichten will, mit der Absicht der Verfasser im stärksten Widerspruch, und macht sich der Verfälschung schuldig.

Wer weis aber, wenden Gegner ein, ob der Bericht über Jesu Leben und Thaten richtig und zuverlässig, und ob der jetzige Text des Neuen

Testaments unverfälscht ist? — So weit die Nachrichten der Kirchengeschichte reichen, sind die Jünger Jesu von Anfang für die Verfasser des Neuen Testaments gehalten worden. Sie erzählen die Lehren und Thaten ihres Meisters ohne alle gelehrte Form und Kunst, berichten von dem, was sie hörten und sahen, in möglichster Kürze, was ihnen das Wichtigste war, wie man es etwa von ungelehrten Begleitern Jesu erwarten kann, und enthalten sich in den Evangelien fast aller eignen Bemerkungen. Sie sind dabei so aufrichtig, daß sie auch ihre eignen großen Fehler nicht verschweigen. Andrerseits fanden sie in der Schilderung des größten Lehrers der Wahrheit, dessen ganze Thätigkeit dem Siege der Wahrheit gewidmet war, die stärkste Aufforderung, nichts als Wahrheit von ihm zu erzählen. Würde aber wohl Jesus, dieser große Menschenkenner, sie zu seinen Schülern gewählt haben, wenn er hätte erwarten können, daß sie das erste Gesetz eines Lehrers der Menschen, nemlich die Wahrheit verletzen, und den Bericht von ihrem Meister mit erlogenen Dingen bereichern würden? — Nein, von den Jüngern Jesu, die ihren Meister auf das tiefste verehrten, von dessen himmlischem Sinne ihr Herz so lebendig ergriffen war, stand nicht zu erwarten, daß sie durch unwahren Bericht auf das gröbste gegen ihren verehrten Meister, der für sich selbst, ohne allen dichtenden Zusatz, groß genug war, sündigten.

Dies wäre gegen die unverkünstelte Natur des Menschen, wie wir sie so kräftig und klar in den Jüngern finden. Große Muster erregen einen großen, wahren und himmlischen Sinn, dessen erstes Gesetz doch wohl dieses ist, daß er sich von aller Lügenhaftigkeit, der Grundlage einer verdorbenen Denkart, auf das stärkste entfernt. Denn wo diese sich äußert, da ist nach der ursprünglichen Natur des menschlichen Gemüths der Sinn für wahre Geistesgröße, wie die Jünger doch bewiesen, schlechterdings verloren und unmöglich. Man denke hiebei nur an den Lügner und Verräther Judas.

Aber waren vielleicht die Jünger Jesu selbst Getäuschte? — Angenommen, er hätte Täuschung zur Absicht gehabt, so hätten diese Jünger, die doch einst seine Lehre und seinen Ruhm der Welt verkündigen sollten, und dazu wenigstens eines gesunden Verstandes bedurften, so einfältig sein müssen, wie die Kinder, wenn sie bei hunderten von vermeinten und von ihrem Meister künstlich veranstalteten Wundern nicht endlich zu der Einsicht gekommen wären, es sei alles nur Täuschung. Solche am Verstande höchst stumpfe Menschen konnte ihr großer Meister, dem doch keiner, der Urtheil hat, tiefe Weisheit abzusprechen wagt, zu seinen Freunden, zu Herolden seiner über alle menschliche Vorurtheile und gemeine Absichten erhabenen Lehre, zu künftigen Helden des Glaubens

nicht wählen. Es hätten ja auch solche Menschen in solcher Zeit des allgemeinen und schwer drückenden Irrthums, wovon wahrlich die Jünger zuerst nicht frei waren, den tiefen Sinn seiner Absichten, seiner himmlischen Lehre, die sich so weit vom Judenthum entfernte, nimmermehr begreifen, entwickeln und weiter verbreiten können.

Wollten sie vielleicht etwa mit den Wundern ihres Meisters täuschen und ihm darin behülflich sein? Aber dies einmal vorausgesetzt, so ist nicht einzusehen, was für ein Ziel sie dabei haben konnten. Denn für Lügen opfert sich niemand, der noch gesunden Verstandes ist. Irdischen Ruhm suchen, verbot ihnen auf das strengste die heilige Lehre, welche sie verkündigten. Dennoch wagten sie Leib und Leben. Wie können sie anders als entbrannt von himmlischer Liebe für etwas Wahres und göttlich Großes geredet, gehandelt und geschrieben haben?

Oder wollte wohl gar Jesus selbst täuschen mit seinen Wundern? Ich muß gestehen, daß es mir beinahe sündlich scheint, nur diesen Gedanken zu denken. Man kann sich ja durch zu weit getriebene Vermuthungen und Zweifel an dem Heiligen vergreifen. Was ist aber wohl der ganzen Menschheit heiliger, als das Erhabene und Heilige in der Person Jesu? In dieser seiner Unvergleichbarkeit mit jedem andern Menschen, den die Geschichte in irgend einem Volke ehrt, ist er der

Stolz unsers ganzen Geschlechts, und wird es trotz jedem Unglauben bis zu ewigen Zeiten bleiben. Wäre seine Erscheinung auf Erden nicht durch die Gründung des Christenthums, das doch einen Urheber gehabt haben muß, und gewiß auch nur einen gehabt hat, nicht durch ihren Zusammenhang mit der christlichen und Weltgeschichte höchst wahrhaft und als wirkliche Begebenheit erwiesen; rührte seine Lebensgeschichte von einem Volke her, das außer aller Verbindung mit der Weltgeschichte gewesen; so würde man geneigt sein, sie für das vollendete Werk außerordentlicher Dichter zu halten, die ihre ganze Kraft in eine von aller Kunst so weit entfernte Geschichte niedergelegt hätten. So ein großes Licht war er in der Finsterniß, so hoch ragt er über alles hervor, was je die Erde hervorgebracht hat, und was irgendwo auf dem Schauplatz der Welt erschienen ist. (S. Reinhard: „Ueber den Plan, den der Stifter des Christenthums zum Besten der Menschen entwarf rc.") Selbst wenn die verschiedenen Evangelien des Matthäus, (von welchem Markus meist nur ein Auszug ist,) Lukas und Johannes, deren Ursprung aus einem und demselben Geiste wegen ihrer innern großen Verschiedenheit nicht leicht denkbar ist, von einem einzigen Dichter herrührten; so müßte selbst dieser, wie Rousseau treffend bemerkt, „ein Mensch von ungewöhnlich hohem Sinne, er müßte, wenns möglich, wohl gar

der Held selbst gewesen sein, den er in so erhabenen und kräftigen Zügen geschildert." So groß ist das Bild, das tief denkende und fühlende Menschen von jeher in der Person Jesu gefunden haben, daß nie ein Dichter nur ein ähnliches von seinen wahren oder erdichteten Helden geschaffen hat, daß also die Züge zu einem solchen Geiste, wie Jesus Christus war, nicht anders als aus der Wahrheit und Lebendigkeit hergenommen werden konnten. Sieht man auf die Eigenthümlichkeit der Evangelisten, wie sie ihren großen Meister darstellen, so geht aus der Einfachheit ihrer Erzählung, der eines gemeinen Mannes ähnlich, klar genug hervor, wie ihnen durchaus nicht ein Ideal der Kunst vorschwebte, welches sie auch als Ungelehrte nicht geben konnten, sondern nur Jesus Christus wie er redete, lebte und wirkte; nur daß Johannes mehr als die andern die Größe seines Meisters in dessen umständlichern Reden fühlt. Darum wurde auch immer sein Evangelium von Kennern am höchsten geschätzt. Reden, Wunderthaten, Ereignisse im Leben ihres Meisters folgen so auf einander, wie sie etwa in seinem wirklichen Leben einander folgen konnten. Und zwar sind ihre Erzählungen so einfach, man darf sagen, so mangelhaft und von aller Kunst und Umsicht entfernt, daß sie uns von seiner ganzen Jugend, die wir so gern wüßten, bis zum dreißigsten Jahre beinahe nichts, und von seinem Lehramte nicht einmal,

wie lange es gedauert habe, erzählen, und andre ähnliche diese wichtige Person betreffende Dinge gänzlich weglassen. Dennoch finden wir eben in dieser einfachen und so mangelhaften Erzählung so viel Wahrheit und Treue, daß das große Bild von dem tiefsten Gefühl, von der innigsten Liebe, von dem reinsten Sinn und Lebenswandel, und von der heiligen Aufopferung ihres Meisters für Wahrheit und der Menschen Seligkeit lebendig vor unsern Augen steht. Ihr treuen Freunde Jesu, ihr dachtet von einem heiligen Geiste geleitet richtig, eure große Sache werde für sich selbst reden, und euer unvergleichlicher Meister werde von selbst durch seine Reden und Thaten, durch seine Liebe und Aufopferung die Welt ergreifen und rühren, zu seiner Verehrung entflammen, ohne daß es eurer Kunst bedürfte. Mit Recht erwartetet ihr, daß die Welt euren Christus für den besten Meister und reinsten Sittenlehrer, für den erhabensten Boten des Himmels, für einen Sohn Gottes erkennen würde, der durch Gesinnungen und Thaten mit Gott verwandt sei, der Glauben und Verehrung verdiene.

Mag es mit der Aufzeichnung der Lehren und Thaten Jesu zugegangen sein, wie es immer will, denn zu völliger Klarheit werden wir in dieser außerordentlichen Lebensgeschichte wohl nie gelangen; so finden wir es nicht nur höchst unwahrscheinlich, daß er seine Zeitgenossen durch anscheinende Wunderthaten getäuscht haben sollte, sondern geradezu

mit seinem hohen himmlischen Sinne unvereinbar. Mögen Menschen, die von der Höhe eines solchen göttlichen Sinnes, wie er in Jesu hervorstrahlt, keine Begriffe haben; Menschen, die Gott und Welt, Himmel und Hölle in einem Herzen zu vereinigen verstehen, es möglich, ja glaublich finden, daß Jesus sich Täuschungen erlaubt habe; wir erklären nochmals, daß wir dieses unmöglich finden, ja daß wir solche Behauptung als einen Verrath an dem Heiligsten der Menschheit betrachten. Und fast in gleichem Grade unmöglich finden wir eine solche Täuschung und Falschheit bei den Jüngern, die eben in der Bewunderung und Nachahmung des göttlichen Sinnes Jesu das Unterscheidende und Große ihrer Denkart zeigten, deren erstes Streben folglich dahin ging, treu und wahr wie ihr Meister in ihren Reden und Thaten, vorzüglich in der Aufzeichnung seiner Lebensgeschichte, zu sein. — Gesetzt aber, die Jünger zeichneten alles richtig und ehrlich auf, war es nicht möglich, daß einige der angesehensten ersten Christen nach der Apostel Lebzeiten die Urkunden verfälschten und Wunder hineinmischten? Aber dann ist nicht einzusehen, wie sie dieses so nahe nach den Lebzeiten Jesu und seiner Apostel wagen durften, da wenigstens in Palästina seine Lebensgeschichte bekannt und im Umlaufe war. Zudem hat es den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit, daß die Schriften des Neuen Testaments, so wie wir sie jetzt haben, alle

vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben sind. Denn keine redet von dieser so wichtigen, dem Judenthum so verderblichen, dem Christenthum aber höchst günstigen Begebenheit deutlich als von einer geschehenen. Dies würde aber ohne Zweifel geschehen sein, wenn sie später geschrieben worden wären, weil Christus sie voraus verkündigte. Wohl aber deuten manche Stellen auf sie als auf eine nahe bevorstehende Begebenheit (2 Petri 4, 17. 18.). Die Verfälschungen müßten also noch vor diesem Zeitpunkte, da mehrere Apostel, besonders Johannes, noch am Leben waren, geschehen sein. Diese würden sich aber einem so gottlosen Unternehmen bei ihren Lebzeiten auf das stärkste widersetzt haben, und es würde schwerlich zu Stande gekommen sein. Auch ist nichts Bedeutendes davon aus der christlichen Kirchengeschichte bekannt, daß die Verfälschung derjenigen Schriften, die wir jetzt zum Neuen Testamente zählen, den ersten Christen Schuld gegeben worden wäre. Und wenn die Kirchenväter in den ersten Jahrhunderten Stellen des Neuen Testaments anführen, so thun sie das zwar nicht immer den Worten, wohl aber dem Inhalt nach, der indessen nirgend dem Texte des Neuen Testaments widerspricht.

Zwar ist es aus der Kirchengeschichte bekannt, daß schon in den beiden ersten Jahrhunderten allerhand unächte Bücher und fabelhafte Nachrichten über die Person Jesu in Umlauf waren, z. E. das

Evangelium der Hebräer oder Nazarener und von der Kindheit Christi; als aber die ächten Bücher und Nachrichten im dritten und vierten Jahrhundert gesammelt wurden, da wurden die unächten und fabelhaften sämmtlich aus der Zahl der heiligen und allgemein für ächt anerkannten Bücher des Neuen Testaments verwiesen, die wir jetzt besitzen.

So weit endlich unser Text des Neuen Testaments von Fehlern der Abschreiber, auch von Einschiebungen gereinigt und berichtigt werden konnte, ist es von vielen gelehrten Männern unter den Deutschen und Engländern, am vortrefflichsten und reichsten aber durch den mühsamsten Fleiß des berühmten Griesbach geschehen. Nach seinen tiefgehenden Untersuchungen fallen meistens nur unbedeutende Stellen ganz oder theilweise, die bekannte Stelle 1 Joh. 5, 7. ganz weg, welche auch schon Luther in seine Uebersetzung, und Erasmus in die beiden ersten Ausgaben des griechischen Neuen Testaments nicht aufnahm. Im Ganzen ist also höchst wahrscheinlich der Text unsers Neuen Testaments derselbe, wie er vom Anfang war. Und wie erhaben ist dieser Text! Nicht in seiner Kunst; denn man siehet überall, wie es den Verfassern daran und selbst an dem Vorsatz fehlte. Ueberall nur Bericht des Geschehenen, überall nur der Meister selbst mit seinen Thaten und Lehren. Und eben in dieser Kunst-

losigkeit liegt die Erhabenheit des Textes, so wie das stärkste Kennzeichen seiner Aechtheit. Nur an dem tief- und sanftfühlenden Johannes, der den tugendlichen Sinn, die himmlische Größe und Liebe seines Meisters am herrlichsten in seiner eignen Person ausprägte, bemerkt man die Absicht, daß es ihm mehr um die Darstellung der Reden und Lehren Jesu, um den himmlischen Sinn desselben in seiner Aufopferung als um die Thaten vor dem Volke zu thun war. Und diese Absicht ist ihm vortrefflich gelungen. Denn nirgends tritt der Meister so groß und herrlich hervor, als in seinen letzten Unterredungen mit seinen Jüngern, Joh. 13 — 17, wo zugleich die heilige Absicht seines freiwilligen Todes und das künftige Amt seiner Jünger, endlich die Erwartung Jesu von dem großen Erfolge seiner und ihrer Wirksamkeit (Joh. 17.) die größte Klarheit gewinnen. Wer wird hier noch an Dichtung denken? Hier ist nichts als Leben und Wahrheit eines Gottesgesandten, der in seinem weitumfassenden Plan zur Beglückung des Menschengeschlechts, in seiner jeder Verfolgung zu Trotz unerschütterlichen Liebe, in der standhaften Verfolgung seines erhabenen Ziels alles übertrifft, was je ein Lehrer und Gesetzgeber für seine Brüder gethan hat.

Und was hält diese Jünger an ihrem Meister so fest? Wir würden ihnen das gröbste Unrecht thun und uns an der Menschheit vergreifen, wenn

wir etwas anders zu nennen wagten, als ihre Bewunderung des Göttlichen an ihm. Auch konnten nur solche Bewunderer in solchem Zeitalter seinen großen und lebensgefährlichen Plan ausführen. Welch ein hoher Tugendsinn lebt in ihnen allen! Wie weit entfernt von jeder Art Heuchelei im Dienste Gottes und ihres Meisters! Wie trachten sie so standhaft nach dem, was droben ist, und suchen auch ihre Lehrlinge dahin zu führen! Wie ist das Ziel dieser ehrwürdigen Männer so hoch über das Ziel gewöhnlicher Menschen erhaben! Vor den übrigen erregt der gelehrte und lebhafte Apostel Paulus unsre Bewunderung und Liebe. Mit welcher Umsicht und Standhaftigkeit, mit welcher Treue und Liebe verfolgte er den Plan seines Meisters zur schnellen Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden! Und wie viele Gemeinen pflanzte dieser thätige und kräftige Mann in sehr kurzer Zeit! Aber wie lebendig wußte er auch für die Sache seines Meisters zu reden, wie mächtig zu überzeugen! Seine Geschichte fängt mit einem Wunder an; denn noch war die wundervolle Zeit nicht zu Ende, und der schon aufgefahrne Meister bekehrt selbst in einer wunderbaren Erscheinung diesen für den glücklichen Fortgang des Christenthums so höchst wichtigen Mann. Denn nächst Jesu ist wohl ohne Zweifel Paulus derjenige, der am meisten für die schnelle Ausbreitung desselben gethan hat. Aber so wun-

dervoll einerseits und gegen den gewöhnlichen Naturlauf anstrebend seine Bekehrungsgeschichte ist; so tief sind andrerseits die Empfindungen aus dem Herzen des Menschen genommen, und wahrlich keiner Erdichtung ähnlich, wenn er in der Apostelgeschichte und in mehreren seiner Briefe mit dem tiefsten Gefühl seiner Unwürdigkeit, mit der aufrichtigsten Bewunderung der Liebe Jesu zu ihm, und mit inniger Dankbarkeit gegen Gott und Jesum von dem glücklichen Ereigniß seiner Bekehrung redet. Hier erscheint Paulus als Mensch in seiner größten Liebenswürdigkeit und Ehrwürdigkeit. Und eben dies gibt seiner sonst wunderbaren Bekehrungsgeschichte, gegen welche sich der nur das Gesetz der Natur anerkennende Verstand sträubt, den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit. Paulus selbst empfing wie die übrigen Apostel, und die, welche von den ersten Boten des Herrn durch Auflegung der Hände zu ihrem Amte eingeweihet wurden, den hohen himmlischen Geist und mit ihm jene Wunderkräfte, und mit diesen letzten schloß sich die wundervolle Zeit, die mit Jesu angefangen hatte. Denn die Wunder des Alten Testaments, so viel man ihrer gelten lassen kann, können von der Nachwelt nur angesehen werden, als vorbereitend unter dem nur einen Gott verehrenden Volk Israel auf die wichtigste und in ihrer Art einzige wundervolle Zeit Jesu, der der ganzen Erde Heil bringen, den einzig wahren Gott in einem nie vorher

erschienenen Lichte verkündigen, und eine Umschaffung der Völker bewirken sollte.

Schlußbemerkung 1.

Nehmen wir die innern und äußern Gründe zusammen, die für die wundervolle evangelische Geschichte reden; so ist eine absichtliche Täuschung von Seiten Jesu und seiner Apostel durchaus nicht glaublich. Auch hat es die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Jünger selbst die ersten Nachrichten und Aufsätze, die Grundlage unsers Neuen Testaments, verfasset haben. Sind spätere Zusätze von Wundererzählungen von andern gemacht worden, und in die ersten treuen Nachrichten der Jünger eingegangen, wovon wir die Möglichkeit wenigstens nicht wegstreiten wollen; so fällt die Vermuthung auf die Christen des ersten Jahrhunderts. Wie ihnen das durchgehen konnte, wie ihnen nicht widersprochen sein sollte, ist jetzt aus jener grauen Zeit nicht mehr ganz klar zu machen. Auch ist diese Möglichkeit nicht abzustreiten, daß der wirklich entstandene Widerspruch gegen etwaige Zusätze späterhin wieder vertilgt sein könnte. Jene entfernte Zeit, worin bei weitem die meisten der Wundererzählung willig entgegen kamen, und

nur äußerst wenige schrieben und mit eigenen Augen sahen, läßt wenigstens diese Möglichkeit zu.

Auf jeden Fall bleibt die geschichtliche Nachricht des Neuen Testaments eine Erzählung einzelner Männer, die, wie wir deutlich genug sehen, für ihren großen Meister außerordentlich eingenommen waren, aber das gegen sich behalten, daß sie Dinge erzählen, die der Erfahrung und den Naturgesetzen, woran wir Menschen alle in unsrer Erscheinungswelt gebunden sind, gänzlich widerstreiten. Wenn auch an dem Auftreten Jesu und seiner Jünger, so wie daran nicht zu zweifeln ist, daß sie unsern christlichen Glauben pflanzten und ausbreiteten; so ist doch aufs strengste genommen, besonders weil der Ursprung des Christenthums, oder der erste Vortrag dieser Lehre von ihrem Stifter, mit der übrigen Weltgeschichte in fast gar keiner Verbindung steht, und wegen der mangelhaften Nachrichten aus dem ersten christlichen Jahrhundert nicht völlig und sicher auszumachen, wer die Verfasser der evangelischen Nachrichten waren und wie diese entstanden sind.

Die Verfasser, waren sie, wer sie wollten, erzählen so wundervolle Dinge, die so sehr alle Gesetze der natürlichen Erkenntniß und Erfahrung überschreiten, daß sie durchaus keinen Glauben verdienen würden, wenn sie nicht zugleich die heiligsten Dinge erzählten, wenn sie nicht in Jesu das Ideal der Menschheit, den erhabensten Gesand-

ten Gottes darstellten, und eben hiermit den Glauben an eine Offenbarung Gottes, einzig in ihrer Art, begründeten. Finden wir in der griechischen, römischen 2c. Geschichte wundervolle Begebenheiten; so werden sie ohne weiteres von uns abgewiesen: denn sie haben, andre Gründe ungerechnet, durchaus keinen heiligen Zweck. In dem wundervoll auftretenden Jesu tritt dagegen der erhabenste Zweck der Gottheit in das hellste Licht, das größte geistige Gut, die himmlische Wahrheit möglichst kräftig und schnell zu verbreiten. Dieses großen und einzigen Zwecks wegen, so spricht der Glaube, unterbrach die Gottheit einmal für immer so außerordentlich den Lauf der Natur. Nur einmal trat sie dem Menschen auf ungewöhnlichem Wege so nahe, um den heiligen und ihm so nothwendigen und trostreichen Glauben an eine göttliche Offenbarung durch ihren, alle vorhergehende weit übertreffenden erhabenen Gesandten Jesus Christus, auf immer zu begründen. *) —

*) Man vergleiche hiermit die in der Schlußbemerkung 2. versuchte Erklärungsart der wundervollen Einführung des Christenthums, die von der von Zeit und Raum und Naturbegriffen abhangenden (relativen) Vorstellungsweise des Menschen hergenommen ist. Man wähle diese oder die blos historische nach dem Buchstaben des Neuen Testaments, dieser Punkt bleibt feststehen, daß Jesus Christus

Wie der Wunderglaube der Völker den Wunderthuenden entgegen kam, ist bekannt. Eben so kommt er noch jetzt den Wundererzählungen der Schrift entgegen. Daß Jesus durch seinen wundervollen Auftritt in höherm Lichtglanz erscheint, ist es eben, welches eine Hauptgrundlage des Glaubens bei dem größten Theil der Gläubigen ist. *)

---

nach dem erhabensten göttlichen Zweck vor allen andern berufen war, die Welt in den höchsten Dingen zu erleuchten.

*) Verwunderung und Glauben zu erregen, geschahen die Wunder Jesu; in eben der Absicht wurden sie erzählt. Sehr auffallend ist mir deswegen auch die Stelle Luc. 9, 43. 44. „Und sie entsetzten sich alle (nachdem Jesus eine Wunderthat verrichtet,) über die Herrlichkeit Gottes. Da sich aber alle verwunderten über alles was er that, sprach er zu seinen Jüngern: Fasset zu euren Ohren diese Rede: Des Menschen Sohn muß überantwortet werden in der Menschen Hände."

Hier ist nicht allein die Erregung der Verwunderung erreicht, und die Erzählung darauf angelegt, sondern die gleich folgende Ankündigung der Leiden Jesu steigert nun die Theilnahme des Hörers und Lesers noch mehr, daß eine solche Person solche Leiden für die Wahrheit erdulden sollte. Die Aufmerksamkeit wird also gleich sehr zweckmäßig von den Wundern auf die Person Jesu und ihre eigentliche Bestimmung gerichtet. Wenn ungezweifelt von der höchsten Weisheit Alles im Menschen zweck-

Als bloßer Mensch und gewöhnlicher Lehrer verliert er unendlich von seiner Größe und Verehrung. Wann war dieses wohl deutlicher zu sehen, als seit jener gewaltsamen Aufklärungszeit vor dreißig Jahren, wo Tausende seiner vorher ihnen nur wunderbar erschienenen hohen Person die Verehrung, und seiner Lehre den Glauben entzogen, so groß er auch als bloßer Lehrer der heiligsten Wahrheit bleibt. Aber Tausende sind auch schon von jener Aufklärung zurückgekommen. So nothwendig ist seinen Gläubigen Jesus Christus der Lehrer geworden, der im Namen Gottes Wunder that.

---

mäßig angelegt worden ist, wie sollte nicht auch als Anlage sein Wunderglaube als solcher beurtheilt werden, der dem Menschen seinen unmittelbaren Zusammenhang mit der unsichtbaren Welt beurkundet, seit Moses und Homer die Völker belebte, und bei der Einführung des Christenthums so augenscheinlich große Wirkungen schon durch die bloße Erzählung der Wunder hervorbrachte, und durch letztere allein noch jetzt hervorbringt? Er leitete wie die Geschichte bestätigt, neben der erhabenen Einfachheit und Reinheit der Lehre Jesu die Völker zum Glauben an seine erhabene Person. S. auch Joh. 12, 28 — 30. Hier sagt Jesus von der vom Himmel erfolgten Stimme ausdrücklich: „Diese Stimme ist nicht um meinetwillen geschehen, sondern um euretwillen.“

Wir sind jetzt von jener Zeit der Entstehung des Christenthums so weit entfernt, daß wir auch nicht einmal hoffen können, es werde je die unumwundene Wahrheit von der Entstehung jener Wundererzählungen klar gemacht werden. Wir sind aber auch aus eben dem Grunde sicher, daß sie nimmer durch künftig aufzufindende geschichtliche Urkunden, oder aus irgend einem Theile der schon bekannten Weltgeschichte Widerlegung finden werden. Das heilige Dunkel, worin Christus erscheint, steht also in diesem Betracht unantastbar da. Aber mit diesem unverletzlichen Dunkel innig verbunden steht die Person Jesu Christi in ihrer hehren Gestalt da, und niemand, der Sinn und Gefühl hat, wagt sie anzutasten; denn sie ist zu groß. Aus der Geschichte kann niemand mehr den wundervollen Ursprung des Christenthums beweisen oder widerlegen, niemand mehr den Schleier aufdecken, der auf diesem heiligen Dunkel ruhet; aber wie viel Großes Gott durch Christus vorhatte und ausführte, das liegt jetzt klar vor den Augen der Welt. Magst du nun die Erscheinung Jesu auf Erden ein Wunder Gottes nennen oder nicht, das gilt hier gleich. Genug daß die göttliche Vorsehung in ihm wie sichtbar hervorgetreten ist, in ihm die größte Weltbegebenheit veranlaßt, und zur gründlichen Erleuchtung und Besserung der Welt den festen Grund gelegt hat. Was möchte hier noch an einer That Gottes oder an einem Wun-

der fehlen? Wie nun auch der Ursprung des
Christenthums erfolgt, wie die Thaten Jesu und
seiner Apostel geschehen sein, wie sie von den Zu=
schauern und Zeitgenossen aufgenommen, wofür
sie gehalten worden, von wem sie beschrieben sein
mögen; wir werden wohl nicht irren, wenn wir
kühn behaupten, daß es Absicht und Willen der
heiligen Vorsehung war, daß dieses alles ein wun=
dervolles Ansehen behalten, ja zur Bewirkung und
Befestigung des Glaubens der nachfolgenden Ge=
schlechter an den Gottes=Sohn und Vermittler
seine Geschichte in ein heiliges Dunkel gehüllt blei=
ben sollte. Und dieses große Ziel ist so wenig ver=
fehlt worden, daß vielmehr der erhabene Gottes=
gesandte in dem hohen Lichtglanze, der aus dem
unzugänglichen Dunkel hervorstrahlt, bisher überall
Glauben bei den Völkern gefunden hat, und zu
erwarten ist, daß er ihn bis zu den entferntesten
Zeiten zur Ausbildung des Höchsten, was im
Menschen ist, und zur Beseligung unsers Ge=
schlechts finden werde. Der Glaube der Völker,
auf diesem sinnlich wunderbaren Wege geleitet,
war Absicht der Weisheit und Güte Gottes, so
lehrt uns das Vertrauen zu ihr, damit das himm=
lische Wort Jesu Eingang fände bei unserm sinn=
lich geistigen Geschlechte, und Ungebildete und Ge=
bildete leitete und beglücke.

Schlußbemerkung 2.

Im letzten Abschnitt der übrigens sehr belehrenden Schrift von Fries, von deutscher Philosophie, Art und Kunst ꝛc. erklärt sich der Verfasser sehr bestimmt gegen die Wunder, und nennt sie unter andern „Begebenheiten, die in Widerspruch mit den Naturgesetzen stehen und doch geschehen sind." (S. 95.) Er bemerkt ferner: „nach der gemeinen Vorstellungsweise sei die Natur der Dinge ein Gesetz ihres wahren Wesens, und nur höchstens die Allmacht könne die Nothwendigkeit ihrer Gesetze durchbrechen. — Also müßte in frühern Vorstellungsarten Wunder thun als Beweis unmittelbarer Göttlichkeit anerkannt werden." — „Wir aber, heißt es weiter, wissen nach unsrer bessern Selbsterkenntniß, daß die Natur der Dinge nicht zu ihrem wahren Wesen gehört, daß sich in der Zeit gegen die Naturgesetze nichts ereignen kann, eben weil es die nothwendigen Gesetze menschlicher Fassung sind, gegen welche wir als Menschen gar keine Erfahrungen zu machen im Stande wären. Die Erzählung von Wundergeschichten hat für uns folglich alles religiöse Interesse verloren ꝛc."

Aus diesen Worten ist klar, daß seine Behauptungen ganz folgerecht nach seiner Philosophie des Wissens gegen die Wunder als einzelne Begebenheiten in der Sinnenwelt gerichtet sind. Aber

die wundervolle Einführung des Christenthums läßt doch noch eine andere Betrachtungsart zu, indem wir nämlich von den erzählten einzelnen wundervollen Begebenheiten wegsehen, und unsern Blick mehr auf das Ganze der Einführung richten. Wenn Fries mit Recht ein Wissen von göttlichen Dingen nicht zuläßt, dagegen aber ausdrücklich einen Glauben an Gott lehrt; so kann doch dieser Glaube nicht anders gedacht werden, als daß dieser Gott in Wahrheit die Welt regiere. Er muß ein Gott mit einer Vorsehung sein. Und so stand denn auch die Einführung des Christenthums, die er ungezweifelt beabsichtigte, wie jede größte und kleinste Begebenheit, unter seiner Leitung. Ist es aber nach den ersten Grundsätzen der Philosophie nicht zulässig, eine Durchbrechung der Naturgesetze, wodurch allein unser Verstand die Natur anschaut und begreift, anzunehmen; so wird es doch dem Glauben an Gott unverboten sein, anzunehmen, daß dieser Gott, der in der Schöpfung alles, auch unsern, selbst den irrenden Verstand, zweckmäßig angeordnet hat, in dem Wesen der Dinge (dem Substrat der Natur) solche Veranstaltungen gemacht habe, wodurch den Menschen, die nach der gemeinen Vorstellungsweise die Natur immer für das wahre Wesen der Dinge nehmen, zweckmäßig die Vorstellung von Wundern in der Sinnenwelt bei der Einführung des Christenthums entstehen mußte.

Auf einzelne Begebenheiten und Wundererzählungen, die wie das Ganze absichtlich in Dunkel gehüllt sind und bleiben werden, sich einzulassen, ist unthunlich; aber hier scheint mir der wahre Grundsatz zu liegen, wodurch die Wunder in unsern heiligen Büchern eine anständige, glaubwürdige Seite und eine immer zu rechtfertigende Ansicht gewinnen. Auf diese Weise allein wären die Gründe (Prinzipien) der kritischen Philosophie mit dem Glauben an die wundervolle Einführung des Christenthums zu vereinigen, ohne daß dem einen oder andern Eintrag geschähe. —

Das Wunder wäre also hiernach nicht sowohl in den einzelnen wunderbaren Begebenheiten in der Sinnenwelt, als vielmehr in dem Willen Gottes zu suchen, der in der heiligen Absicht, das Christenthum schnell und kräftig einzuführen, Jesum mit nie gesehenen höchsten Geistesgaben und mit der innigsten Ueberzeugung von seiner himmlischen Gesandtschaft auftreten ließ, und durch dessen ganz ungewöhnliche Thaten und Schicksale in den einzelnen Menschen, wie in den Völkern den Wunderglauben veranlaßte. So wäre denn z. B. eine Neubelebung Jesu (wie? bleibt dunkel) hauptsächlich in der Absicht veranlaßt und von den Verfassern des Neuen Testaments erzählt, um den der Menschheit so nöthigen Glauben an Unsterblichkeit und Vergeltung klar und lebendig zu machen und zu befestigen. Bekanntlich beur-

kundet noch jetzt unzähligen Christen, deren Glaube, Ruhe und Tugend als seiner Kinder Gott theuer ist, und deren Einsicht andre Gründe nicht fasset, fast allein die Auferstehung Jesu ihre eigne frohe Hoffnung des ewigen Lebens.

Bei dieser Ansicht bleibt Jesus Christus mit seiner alles Gewöhnliche weit überwiegenden Kraft und Begeisterung, mit den göttlichen Vorzügen seines Geistes und Herzens, mit seiner außerordentlichen Lebensgeschichte der erhabenste Bote, den Gott sandte, um die größte That auszuführen, zur gründlichen Erleuchtung der Welt den festen Grund zu legen. Die Idee eines Sohns Gottes schließt etwas Bildliches, (Joh. 10, 34—36.) aber auch etwas Göttliches und erhaben Menschliches zugleich ein, und wird, was ihre nähere Vorstellung betrifft, billig eines jeden persönlichem (subjektivem) Glauben überlassen; aber der Begriff des erhabensten Gesandten Gottes an die Menschen liegt darin für jedermann. Freilich kann, welches eben des Menschen Glück und höchster Vorzug ist, durch kein Wunder und keine Erzählung desselben eine Wahrheit bestätigt und wahrer gemacht werden, als sie ist; denn die Wahrheit ist für sich ewig wahr, und findet ihre Bestätigung nur in der eignen Brust des Menschen. Und diese hat auch die Lehre Jesu nach seiner eignen Verheißung (Joh. 7, 17.) reichlich unter den Menschen gefunden. Hier aber ist die Rede von der Ein=

führung der ewigen Wahrheit des Evangeliums unter die Völker. Daß sie durch absichtliche Täuschungen Jesu und seiner Jünger nicht eingeführt sein könne, glaube ich in diesem Abschnitt hinreichend klar gemacht zu haben. Daß aber die ewige Wahrheit des Christenthums durch Wunderglauben bei den Völkern, und ich darf sagen, fast allein dadurch eingeführt sei, das lehrt uns die Geschichte; und dieses tritt so klar in ihr hervor, daß sogar einzelne Christen, ja ganze Partheien ihren besondern Wunderglauben, z. B. vom himmlischen Jerusalem und vom tausendjährigen Reich Jesu auf Erden offenbar an die Wunder des Neuen Testaments von den alten Zeiten her bis jetzt geknüpft haben. Und wie dieser Wunderglaube von Anfang die christlichen Völker geleitet hat und noch immerdar leitet; so wird er es ferner bei nichtchristlichen thun, so wie sich die Verehrung unsrer heiligen Schriften unter ihnen ausbreiten wird. Denn nirgends werden die ursprünglichen Lehren des Christenthums anders als mit der Geschichte ihrer Entstehung und durch unsre heiligen Schriften eingeführt, denen der dem Menschen natürliche Wunderglaube allezeit entgegen kommen wird.

Können einzelne aus eigner Einsicht und Ueberzeugung (vielleicht unter zehn tausend nicht einer) jetzt diesen entbehren; so gilt das bei dieser Untersuchung gar nichts. Denn das Volk kann

und konnte es nicht, und wird es vermuthlich nie können. Das Volk aber hat durch seinen Wunderglauben, den es mit Jesu Person und Gesandten unter Gottes Leitung zweckmäßig verband, unleugbar das Christenthum eingeführt, dadurch diese größte Weltbegebenheit veranlaßt, und wird auf demselben Wege dasselbe ferner ausbreiten und auf Erden erhalten. Hier liegt offenbar in dem Glauben und in der Macht des Volks (vox populi vox dei) die Entstehung und Ausbreitung des geistigen und sittlichen Lichts, das uns im Evangelium leuchtet, somit auch des herrlichen wissenschaftlichen Lichtes, das im Schooße des Christenthums entsprossen unser erleuchtetes Europa jetzt zieret. Darauf eben gründe ich meine Behauptung, es sei der Wunderglaube in der Hand Gottes das zweckmäßigste Mittel gewesen, die größte Gabe des Christenthums unter die Völker einzuführen.

Unser Glaube an Gott bringt es mit sich, daß wir ihn nicht ansehen als einen müßigen Zuschauer seiner Welt, sondern wie er das Ganze und Einzelne mit höchster Weisheit und Güte leitet. Wenn wir also auch vermöge der Naturgesetze unsers Verstandes annehmen müssen, daß sich alles nach festen Gesetzen ereigne, die mit jenen eins sind, und dadurch Erfahrung möglich machen; so erlaubt uns doch, ja es gebietet uns unser Glaube, wenn wir auf das Wesen und den Zweck

der Dinge sehen, ihn als denjenigen zu betrachten, der durch seine Macht und liebende Weisheit die gewöhnlichen Ereignisse, unsre Schicksale will und veranlasset, wenn wir dies gleich mit unsrer Naturwissenschaft nicht reimen können. Aber es soll ja auch unser Glaube nicht zum Wissen werden. Auf gleiche Weise finden wir es zweckmäßig zu glauben, daß Gott, der das wahre Wesen der Dinge regiert, durch Begebenheiten in der Sinnenwelt den Wunderglauben, wäre er selbst nichts als Irrthum, zur Ausbreitung des Christenthums veranlaßte, finden es seiner Erhabenheit schlechthin nicht zuwider; denn alsdann würde noch immer gelten, daß uns Gott auch auf dem Wege des (relativ physischen) Irrthums zur Wahrheit führe. Auf diese Weise, dünkt mich, wären am schicklichsten Natur und übersinnliche Welt, Vernunft und Wunder (Rationalismus und Supernaturalismus) auszugleichen.

IV.

Jesus Christus der wahrhaft göttliche Lehrer, oder, Glaube und Leben sind unzertrennlich verbunden.

Was zur wahren Religion gehört, und es gibt ursprünglich nur eine, sahe in jenen Zeiten mangelhafter Religionskenntniß niemand so klar, als Jesus Christus. Um so mehr erscheint er als ein Lehrer von Gott gesandt. Mit seinem durchdringenden Geiste umfaßte er die ganze geistige Natur des Menschen, blickte in ihre Tiefen, und wollte durch seine Lehre das aus den Menschen bilden, wozu sie nach ihren Anlagen fähig und von Gott berufen sind, Gottesverehrer im Geist und in der Wahrheit. Das Höchste, nicht in Absicht wissen-

schaftlicher Erkenntniß, wohl aber im Verhältniß gegen Gott, wollte er aus den Menschen machen. Das Höchste aber in der Menschennatur hat allein der erreicht, der im Besitz wahrer Religion ist, d. i., eines Glaubens, der durch die Liebe thätig ist. Zu diesem großen Ziel mit unserm Geschlechte zu gelangen, verkündigte er einen kindlichen Glauben an Gott und die auf denselben gebaute reinste Sittenlehre, und lehrte beides auch durch die That.

Die ruhmwürdige Thätigkeit Jesu wollte dem Menschen eine Seligkeit bereiten, die er im Genuß des Irdischen, selbst in der Wissenschaft nicht findet, die auch meistens irdischer Natur ist, sondern in seiner kindlichen, heiligen Gemeinschaft mit Gott. Darum legte er den Glauben an Gott zum Grunde seiner ganzen Religionslehre. Aber er wollte auch dem Menschen einen alles übertreffenden Werth verschaffen durch die Liebe alles dessen, was gut und göttlich ist. Dies erreichte er durch die Verkündigung der reinsten Sittenlehre, die so vortrefflich und einzig in ihrer Art ist, daß sie im Gegensatz der feinsten (philosophischen und moralischen) Lehrgebäude, die in und außer dem Schooße des Christenthums entstanden sind, bis an diesen Tag die Probe gehalten hat. Ein uneigennütziges Sitten- und Pflichtgebot lehrte er, das seinen mächtigsten Antrieb in der Liebe von Gott und zu Gott findet, und an diese Liebe knüpfte er

alle übrigen Pflichtgebote. Ein vollkommner Grund! Denn wer Gott, den Urquell, die Fülle, das ewige Vorbild des Guten liebt, wozu er durch dessen Segnungen in jedem Augenblick ermuntert wird, der wird auch alles Gute lieben, jedes Pflichtgebot, das ihm von seinem Gewissen vorgehalten wird, als ein Gebot von Gott ehren, er wird aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihn alle seine edlen geistigen Kräfte, als eben dazu ihm von Gott geschenkt, zu erhöhen streben oder sich selbst lieben; er wird seinen Nächsten, den ihm Gott als einen Bruder und Verwandten zugesellte, lieben, gerecht und milde sein, und dessen wahre Wohlfahrt suchen u. s. w.

Es war Jesu Absicht, das Innere des Menschen durch eine Religion des Herzens zu ergreifen, und diese, die eben sowohl ihren festen Grund im Glauben als in tugendhaften Gesinnungen hat, für alle nachfolgende Zeiten zu gründen. Darum stellt er in seinen Reden und Gleichnissen Gott als das höchste Urbild (Ideal) sittlicher Gesinnung vor, das nur am Guten, an der reinen Gesinnung des Menschen Wohlgefallen hat, nicht aber an seinem äußern Dienst, seinen Opfern, Büßungen, Fasten, demüthigen Worten und Geberden, seinem Bücken vor der Majestät. Deswegen konnte er auch die bei allen ihren Vorzügen doch nur mangelhafte Sittenlehre Mosis, die den äußern, knechtischen Dienst als ein Gott wohlgefälliges

Werk wenigstens begünstiget, und sichtbar nur für die erste Bildung eines rohen Volks bestimmt war, nicht unverändert stehen lassen. Sie eignete sich nicht zu einer Religion des Herzens. Jesus Christus schnitt den äußern Dienst als den Geist tödtenden Buchstaben ganz weg, und lehrte dagegen das Herz sich auf Gott den Urquell aller sittlichen Güte und Vollkommenheiten richten. Davon aber überzeugt, daß die schönste Sittenlehre keine Kraft hat, wenn sie nicht in einem heiligen Gott ihren festen Stützpunkt findet, brachte er den Glauben an Gott und den Gehorsam gegen ihn in die engste Verbindung. So lehrte er das göttliche Leben. Und in aller Uebung des Guten und Göttlichen war er Meister und Vorbild.

Das ist aber die preiswürdigste Seite seiner Lehre, daß sie nirgends blos den Schein frommer Gesinnungen hervorbringen will, sondern immer im Rückblick auf den Herzenskündiger die aufrichtigste Gesinnung des Herzens anspricht und in Bewegung setzt. Es bedarf nur weniger in seinen Reden zerstreuten schönen Aussprüche, um den Kern seiner unvergleichlichen Lehre, die bei den vortrefflichsten Menschen von Geist und Gemüth immer so tiefe Verehrung gefunden hat, zu würdigen. Er sprach: „Habt Glauben an Gott! Sorget nicht (ängstlich) für Leib und Leben! Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes! Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich

selbst! Thut wohl und leihet, daß ihr nichts dafür hoffet! Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen! Seid vollkommen, wie der Vater im Himmel ist! — Fürchte dich nicht, du kleine Heerde; denn es ist eures Vaters Willen, euch das Reich zu geben! Will jemand mir nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich! Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit (ächtgöttlicher Gesinnung), sie sollen satt werden. Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Es werden nicht, die zu mir sagen: Herr, Herr, ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel."

Siehet man nicht auf Formeln und Worte, sondern auf Inhalt, innere Kraft und Wahrheit; so hat niemand den tiefsten Grund der Religion und Sittenlehre schöner und kräftiger aufgefaßt, auch klarer ausgesprochen, als Jesus Christus in diesen und ähnlichen Aussprüchen gethan hat. Das Bildliche darin ist eben ihr großes Verdienst; denn es spricht das Herz des Menschen unendlich lebendiger an als jede noch so klar gefaßte und philosophisch allgemein und bestimmt ausgesprochene Formel der Sittenlehre. Und welche Reinheit der Gesinnungen athmen und fordern sie! Darin zeigte Jesus die Weisheit des vollkommenen Leh-

rers, daß er durch seine lebendigen Sprüche alle edlen Kräfte des Gemüths für das Höhere und Himmlische in Bewegung zu setzen wußte. Die Macht seines lebendigen Unterrichts erprobte sich zuerst an seinen Jüngern, die muthig in den Kampf mit den Irrthümern und Sünden der Welt gingen, und die Völker in diese Lehre einweiheten, die sie selbst mit lebendigen Herzen empfangen hatten, und die recht glauben und göttlich leben lehrt. Sehen wir bei dem einfachen aber festen Lehrgebäude Jesu nur, wohin wir sehen sollen; so werden wir inne werden, daß seine Lehre von Gott sei (Joh. 7, 17.), daß ihrer Erhabenheit nichts beikomme, daß sie einer Vervollkommnung weder bedürftig noch fähig sei, wie uns doch einige haben versichern wollen, daß die Reinheit ihrer Pflichtgebote weder dem Eigennutz, wie der Eudämonismus (Glückseligkeitslehre), noch dem knechtischen Dienste, wie der Mosaismus, noch der Ruhmsucht, wie der Stoizismus, noch der Frömmelei, wie der Pharisäismus und die verdorbene Pietistenschule, Raum läßt. Mögen Weltweise der frühern und spätern Zeit den obersten Grundsatz der Sittenlehre in allerlei künstlichen, meistens trockenen Formeln ausgesprochen, und hierin den wahren Sinn des Pflichtgebots eben nicht immer verfehlt haben; (wie etwa Kant in der bekannten Formel: Handle so, daß du wollen kannst, daß andre eben so — nach denselben Maximen —

handeln! — den wahren Sinn des Pflichtgebots kurz und treffend ausdrückte, welches indessen Jesus nur in etwas andrer Form aussprach: „Alles, was ihr wollet, daß ꝛc.“ Matth. 7, 12.) so ist doch das gewiß, wenn man nicht um Worte streiten will, daß kein Sittenlehrer den wahren Sinn des Pflichtgebots so kräftig und fruchtbar ausgedrückt, als Jesus Christus es in seinen verschiedenen Aussprüchen gethan hat. Da er überall in seinen Reden auf eine reine und heilige Gesinnung vor Gott dringt; so ist hieraus klar, daß sein tiefer Geist das Aechte in der Gesinnung und Pflichtenübung von dem Unächten vollkommen unterschied. Es konnte daher auch sein erhabenes Ziel als eines Sittenlehrers für alle kommende Zeiten nur dieses sein, das Eine, was noth ist, zu lehren, wie nemlich der Mensch durch eine lautere der Gottheit ähnliche Gesinnung sich ihren Beifall erwerben solle. Dies pflichtmäßige, höchste Streben des Menschen drückt der große Menschenkenner und Sittenlehrer durch allerlei Formeln und Sprüche aus, die alle zu demselben Ziele führen, und wovon der eine noch kräftiger ins Leben eingreift als der andre.

Wenn wir das Gebot Jesu: Liebe Gott über alles! — als sein Hauptgebot, als den höchsten Zielpunkt seiner Sittenlehre ansehen; so werden wir hierin seinen Sinn wohl nicht verfehlen. Wie fruchtbar ist aber dieses Gebot! Es spricht zu-

gleich auf die einfachste Weise den kindlichen Glauben des wie ein Kind für sich hülflosen Menschen an seinen himmlischen Vater aus. Und in dem Wort: Liebe! — drückt Jesus das Schönste aus, das in des Menschen zur Liebe geschaffenen Herzen ist. Eben hiedurch, daß er das höchste Gebot durch Liebe ausdrückt, bringt er das sonst nur strenge Pflichtgebot dem Herzen und der Empfindung näher, welches dem Menschen nicht anders als willkommen sein kann. Aber möchte man einwenden, „die Liebe schließt etwas Irdisches, Sinnliches ein." — Richtig, das thut sie, und wahrscheinlich in allen menschlichen Verhältnissen, selbst in der Freundschaft; aber die Liebe gegen Gott schließt von selbst alles etwa nachtheilig Sinnliche aus, weil Gott ein übersinnliches Wesen ist. Es kann also die Liebe gegen Gott, wie Christus sie gebietet, sich nicht anders als in Dankbarkeit, Ehrfurcht und Unterwerfung auflösen, die, wenn sie übrigens nur rein sind, als pflichtmäßige Gesinnungen, ja als die ächte Quelle aller Tugenden angesehen werden müssen, von dem Unächten geschieden. Wie erhaben wird ferner dies Gebot Jesu, wenn wir erwägen, daß er in dem Bilde des himmlischen Vaters ein solches Ideal von Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte aufstellt, daß sich in diese kindliche Liebe zu Gott nichts Unächtes mischen kann. Es kann daher auch der vermeinte Liebling Gottes sein Beten, Fasten und Bücken

vor der Majestät so wenig an die Stelle der ächten Liebe zu Gott setzen, daß vielmehr die Heiligkeit Gottes, die wir vor allem andern lieben und verehren sollen, ihn mit seinem falschen Dienste gänzlich abweiset. Es heißt also das Gebot: Liebe Gott! auch eben so viel als: Liebe alles Gute; denn Gott ist gut und das Urbild alles Guten.

Mit diesen Bemerkungen glaube ich dargethan zu haben, daß Jesus Christus seiner ganzen Sittenlehre durch dieses Gebot einen vortrefflichen Unterbau, einen ewig haltbaren Eckstein gegeben hat. In aller Pflichtenübung, sie sei auf uns selbst, auf die Veredlung unsrer Gesinnungen, auf die Ausbildung unsrer geistigen Kräfte oder auf den Nächsten gerichtet, weiset uns die Liebe zu Gott den kürzesten Weg. Denn wer das Urbild sittlicher Güte liebt, der bildet sich zu einem Gottes würdigen Menschen aus, oder sammelt sich Schätze im Himmel, wie Christus sagt; der liebt auch seinen Bruder, wie sein Schüler Johannes spricht. So findet jede Tugend, die unser Meister verkündiget, jede Pflicht, die das Gewissen dem Christen gebietet, ihren schönsten Grund in der Liebe zu Gott; ja Pflicht und Tugend, soll ihre Uebung durch irgend etwas gekräftiget und erleichtert werden, lehnen sich am festesten an Gott an, den Stifter des Pflichtgebots in menschlicher Brust, an das Ideal des Guten, an den Vater der Menschen, der um

ihrer selbst willen gebietet, daß sie das Pflichtgebot heilig halten.

Daß die Sittenlehre Jesu in ihrer einfachen Erhabenheit so vielen Eingang unter den Völkern gefunden hat, wer wollte darüber dem Menschengeschlechte nicht Glück wünschen? Denn was ist der Mensch mit all seinem Glauben und Bekenntniß, wenn seine sittliche Natur nicht zugleich lebendig ergriffen wird, nicht die ihr gebührende höhere Stufe einnimmt? Er gränzt bei allem seinen Glauben, sogar bei seiner Wissenschaft, alsdann nur an die Thierheit. In der alten, sogenannten allgemeinen (katholischen) Kirche wurde nicht nur der Glaube der Christen durch die Herrschsucht und Unwissenheit der Lehrer in der Unmündigkeit und zum blinden Glauben erhalten; sondern auch die Sittenlehre Jesu konnte in ihrer Kraft und Würde nicht aufkommen und wirken, obgleich sie noch immer sehr vieles Gute stiftete. Vor lauter Gebräuchen und Menschensatzungen, womit das Christenthum überladen wurde, konnte das Licht und die Majestät seiner Sittenlehre nicht sichtbar werden. In der evangelischen Kirche hat sich auch dieses geändert; neben der Gewissensfreiheit, über Gegenstände der Religion selbst zu denken, sie zu bearbeiten, ist auch die Sittenlehre Jesu in ihre ursprüngliche Lauterkeit wieder eingesetzt worden. Es steht also jetzt in dieser Kirche der höchsten Stufe menschlicher Bildung, welches al-

lein die christlich-religiöse ist, nichts mehr im Wege, wenn wir ihr nicht selbst, durch Mißverstehen des Sinnes Jesu, Hindernisse bereiten. Diese höchste Bildung erlangt der Mensch durch freien, von Menschensatzungen nicht erzwungenen, Glauben an das höchste Wesen, und durch lebendige Anerkennung der göttlichen Gebote, welche Christus lehrt, und deren Grund tief im Herzen und Gewissen des Menschen liegt. Es ist ein anerkannter wesentlicher Vorzug der Sittenlehre Jesu, daß sie nirgends Menschensatzungen ausspricht, sondern nur göttliche Gebote, deren Kraft das unverdorbene Herz empfindet, deren Grundfeste auf einem kindlichen Glauben an Gott ruhet, deren Wahrheit die belehrte und selbstdenkende Vernunft billigen muß, als im Innern des Menschen tief begründet.

Wenn auch jetzt viele tausend, die seines Namens sind, durch den Geist der Zeit verführt, Jesu für seine heilige Lehre und für sein großes auf Erden gestiftetes Werk aus Irrthum und Leidenschaft nicht mehr danken; so werden doch alle, denen das Gefühl im Herzen nicht erstorben ist, ihn aufrichtig dafür preisen, daß er eine so menschliche und himmlische Sittenlehre verkündiget hat. Sie werden ihn für den einzigen Lehrer in seiner Art, für einen wahrhaft göttlichen erkennen, weil er die himmlische Liebe Gottes

und des Guten durch Wort und That gelehrt, Glaube, Liebe und Gehorsam unzertrennlich verbunden hat.

V.

Glaube an Gott, Glaube an die Freiheit des menschlichen Geistes und an ein ewiges Leben, sind im religiösen Gemüthe stets und nothwendig vereinigt.

Eine Religion ohne Gott ist nichts. Ein religiöser Glaube ohne bestimmten, festen und höchsten Gegenstand (etwa an ein Weltall, Universum genannt) ist eine bloße Täuschung. Mag eine Naturphilosophie unsrer Tage in allerlei unbestimmten, schwankenden Umrissen von einem Gott schwärmen, oder wohl gar, wie es nicht undeutlich das Ansehen hat, durch solche künstlich angelegte

Schwärmerei die allbekannte eingeführte Idee von Gott vertilgen wollen; mag sie bald das Chaos, das Sichtbare, die Welt, bald einen Geist mit oder ohne, oder mit wachsendem, sich entwickelndem Bewußtsein, bald beides, Geist und Körperwelt, wundersam vereinigt, eins das andre gebährend 2c., zum Gott machen, ein solcher Gott ist nichts, für Geist und Herz nichts, für den ins Leben nothwendig eingreifenden (praktischen) religiösen Glauben nichts. Ein solcher Gott ist nur das Erzeugniß von einem Spiel, das die Phantasie mit der sinnlichen Erfahrung von der Körperwelt und mit den Gesetzen treibt, die uns die Naturlehre an die Hand gibt. Und sie vollendet nur dieses Spiel, wenn sie einem solchen Gewirre von Begriffen den Namen Gottes beifügt. Beide aber, die äußere Erfahrung und Naturlehre, können uns über die höchsten Ideen von Gott nur wenig lehren.

1. Es gibt nur einen einzigen, schon von den Weisen der Griechen und Römer nicht undeutlich angegebenen; von den Propheten des Alten Testaments deutlicher und kräftiger aufgestellten, von Jesus Christus aber in seinem höchsten Glanze ausgesprochenen Begriff von Gott für den Glauben. Dies ist der (idealische) Begriff des vollkommensten Geistes. Und dieser Begriff wird uns klar genug, wenn wir uns den höchsten Geist vorstellen als den allmächtigen Schöpfer und Herrn

der Welt, als den heiligen Gesetzgeber denkender Geister, der ewig mit Weisheit, Gerechtigkeit und Güte waltet. Dieses Ideal liegt ohne alle Künstelei tief im menschlichen Gemüthe.

Gott kann nicht verstanden, begriffen, wohl aber als Gegenstand des Glaubens im Verhältniß gegen den Menschen vorgestellt und gedacht werden. Es müssen nur die Umrisse der Vorstellungen, wodurch wir ihn denken, etwas Klares haben, auf etwas Bekanntes, den geistigen Begriff vom Menschen sich stützen, damit das Gemüth sich nicht im Unbestimmten verliere, und der Verstand, der überall, wo Klarheit verlangt wird, eine Stimme abzugeben hat, seinen Antheil am Glauben habe. Der schönste, klarste und dem Menschenherzen am meisten anpassende Begriff vom höchsten und vollkommnen Wesen, ist der eines himmlischen Vaters, den uns Christus in höchster Würde und Anmuth aufgestellt, und wodurch er sich ein unvergängliches Verdienst um die Erleuchtung und Bildung des Menschengeschlechts erworben hat. Diese Idee ist darum unverbesserlich, weil sie sich auf die edelste Regung des Menschenherzens, die Liebe, gründet, und durch dieses heilige Feuer immer in ihrer Klarheit, Herrlichkeit und Kraft erhalten wird. Indem der erhabenste Lehrer den Gott der Liebe verkündigte, beurkundete er zugleich, daß er den Geist und die wahren Bedürfnisse des Menschen vollkommen kannte, und

wie das Herz allein durch das Anschließen an einen solchen himmlischen Vater Frieden und Freude, Muth und Hoffnung empfängt.

2. Mit diesem Glauben an Gott ist der feste Glaube an die Freiheit des menschlichen Geistes, an ein sittliches Können und Wollen, im religiösen Gemüthe unzertrennlich verbunden. Gott unser Gesetzgeber und Vater gibt uns Gesetze, weil wir als seine mit freier Willenskraft und Vernunft begabte Kinder diese Gesetze verstehen und beobachten können. Anders kann ein religiöses Gemüth es nicht einmal denken, geschweige glauben. Nur dies ist auch der Sinn der Lehre Jesu, anders stellt sie Gott und die Menschen nicht vor. Nur in der festen Voraussetzung, die von der höchsten sich selbst verstehenden Philosophie gebilliget wird, daß der Mensch Freiheit habe, daß er weder von einer (absoluten) Naturnothwendigkeit beherrscht, noch von einer natürlichen Schwäche zu Ausübung des göttlichen Gesetzes unfähig gemacht werde, verkündigt Jesus ein göttliches Gesetz, wornach der Mensch leben soll.

Das christlich-religiöse Gemüth hält also, obgleich durch seine sinnliche Lust täglich an seine Schwäche erinnert, dennoch nach dem Vorgange seines Meisters den Glauben an die Freiheit des Geistes, an ein sittliches Können und Wollen unerschütterlich fest. Denn er ist wie der Glaube an Gott der feste Boden aller Tugend. Die Naturphilosophie also, die den Glau-

ben an die Freiheit des Geistes wankend macht, sie als eine Naturnothwendigkeit vorstellt und so erklärt, kann eben deshalb dem religiösen Glauben nicht förderlich, sondern muß ihm offenbar schädlich sein. Indem sie die Freiheit des Menschen, selbst der That nach, in die Reihe der Naturgesetze stellt, befehdet sie das ganze Christenthum, somit jede Religion, und erklärt Tugend und Laster für eins.

Die Religion kann sich nicht wie Philosophie mit tiefen Untersuchungen über die Natur der Dinge und des Menschen beschäftigen, weil sie nur berufen ist, die ursprünglichen Gefühle und den Glauben des Herzens darzustellen und auszusprechen. Ob also die Freiheit des Menschen eine Kraft sei, einen Zustand von selbst anzufangen, wie Kant sagt, oder was sie sonst sei, ist der Religion ganz gleichgültig. Sie hält nur den zum nöthigen Selbstvertrauen des Menschen und zur freudigen Ausübung des Guten erforderlichen Begriff der Freiheit fest, daß sie eine von Gott verliehene Kraft sei, den göttlichen Gesetzen gehorchen und die ihnen entgegen wirkenden Neigungen des Herzens überwinden zu können. Dem wahrhaft religiösen Christen wird seine Freiheit nie zweifelhaft werden, denn tief in seinem Herzen gegründet beweiset sie sich ihm in jedem Augenblick durch die That selbst. Der falschen Spekulation, die den Begriff der Freiheit ins Reich

der Naturgesetze zu versetzen trachtet, wird es daher nie gelingen, ihm diesen (praktisch und theoretisch) unwiderleglichen Begriff zu entreißen. Er fühlt lebendig in jeder seiner Handlungen, daß er das Gute üben, das Böse unterlassen könne, daß er frei und verantwortlich sei.

Hierauf allein beruht auch der Werth des Menschen, den er sich in seinen eignen Augen und vor Gott geben soll. Einen andern hat er durchaus nicht, als den er sich als freies Wesen durch den Gebrauch seiner Freiheit gibt, und den ihm zugleich das Gewissen durch Tugend, die edle Frucht der Freiheit, zu erwerben unablässig vorhält. Mit der (theoretischen) Ableugnung und (praktischen) Zerstörung der Freiheit (durch Sünde) geht der ganze Werth des Menschen verloren. Mit diesem natürlichen, jedem unverdorbenen, durch falsche Spekulation nicht verschrobenen Menschen unvertilgbar inwohnenden, vom höchsten freien Geiste uns verliehenen lebendigen Gefühl der Freiheit stimmen auch die Aussprüche Christi und seiner Apostel auf das vollkommenste zusammen. Christus sagt: „Wer Sünde thut, ist der Sünde Knecht. Wenn euch der Sohn (durch seine Lehre, die er euch anpreiset,) frei macht, so seid ihr recht frei.“ (Joh. 8, 34. 36.) Paulus: „Ihr seid nun frei geworden von der Sünde; einst waret ihr der Sünde Knechte.“ (Röm. 6, 18. 20.) Jakobus: „Also redet und thut,

als die da sollen durch das Gesetz der Freiheit gerichtet werden." (Jakobi 2, 12.)

So deutlich schließt sich die Lehre Jesu an das innere Wesen des Menschen, an das lebendige Gefühl der Freiheit an, das in jeder Brust wohnet, und die ewige Grundfeste der Religion ist. Und eben das gereicht ihr zum größten Ruhme. Sie lehrt ferner, wenn der Mensch, der dem sinnlichen Theil seiner Natur, den Reizungen der Sinnenlust und Sünde durch die Macht der Freiheit gebieten sollte, wozu sie ihm eben von Gott verliehen ist, sich diesem sinnlichen, und weil er widerstehen könnte, sündlichen Hange unterwirft, so wird der edlere Theil seines Wesens entwürdigt und seine wahre Freiheit geht verloren.

Was lehrt dagegen die Naturphilosophie? Anstatt die Freiheit, die sie nicht zu erklären vermag, als wunderbare, doch ausgemachte Thatsache im Bewußtsein, die von dem erhabensten Urheber zeugt, bestehen zu lassen, weiset sie dieselbe (wie alle Deterministen, die an ihrer Erklärung verzweifeln,) ohne weiteres in das Reich der Nothwendigkeit und gemeinen Naturgesetze, und kündigt dadurch aller Sittlichkeit, aller wahren Religion, und insbesondere dem Christenthum den Krieg an. Und hierdurch empfiehlt sie sich gewiß nicht.

Der religiöse Christ, der die Empfindungen der Andacht und der Anschauung des Göttlichen

unablässig in seinem Herzen belebt, wird nie taub gegen die Stimme Gottes im Gewissen, das mit freier Kraft den Reiz der Lüste verschmäht, nie lässig in der Ausbildung seiner sittlichen Anlagen, die ihm durch den Adel seiner hohen Bildungsfähigkeit und Freiheit geboten wird. Er weiß, daß er durch Gottes Geist, den wunderbaren Schöpfer und Lenker der Freiheit, geleitet, „der Heiligung nachjagen" kann; weiß, daß jedes dem freien Menschen gegebene Gebot Gottes widersinnig wäre, wenn nicht seine Freiheit vorausgesetzt würde. Er strebt in diesem mächtigen Gefühle seiner Freiheit von allem Naturzwange in eben dem Maaße ein sittlich besserer Mensch zu werden und göttlich gesinnet zu sein, als er das Herz mit andächtigen Gefühlen, mit Anschauungen des Göttlichen und Himmlischen (bis zur Mystik) erfüllt. Er kann also nie in jenen strafbaren Misbrauch der Freiheit, in den die Religion vertilgenden (praktischen) Irrthum der Gefühlsthoren versinken, daß er, wie Lessing im Nathan eben so wahr als schön sagt: „andächtig schwärmt, um nur gut handeln nicht zu dürfen."

Was ist Religion, und worin besteht ihre Erhabenheit? Sie ist eine Geburt der Freiheit, ist die aufrichtigste, freieste Verehrung Gottes und alles Heiligen mit ächter Tugendliebe verbunden. Nur wenige Menschen lösen diese schwere Aufgabe des hohen Ziels würdig mit wahrhaft freier Aufopferung ihrer

oder Verläugnung ihrer Lüste. Viele wünschen zwar diese Höhe, die ihre Sinnlichkeit schwindeln macht; aber weil in ihrem Herzen, das so gern Himmel und Hölle in einander verschmölze, keine wahrhaft freie und lautere Verehrung des Heiligen ist; so sinken sie, welches die Vernichtung aller Religion ist, zur Heuchelei herab. Dies kommt nicht blos daher, daß sie verzweifeln, gesinnet zu sein wie Jesus Christus war, sondern wohl noch mehr daher, daß das schon tief verdorbene Herz heimlich einen Bund mit der Sünde gegen das göttliche Gesetz gemacht hat, und, um diesen bösen Flecken zuzudecken, sich mit andächtigen bis zur Mystik getriebenen Empfindungen hinhält, und diese an die Stelle des obwohl strengen doch kindlichen Gehorsams setzt, den das göttliche Gesetz verlangt. Indem der Mensch zu träge und schlecht ist, sich dem Gesetz der Freiheit, wie es Jakobus nennt, zu unterwerfen, und es viel bequemer findet, sich so gehen zu lassen und seinen ihm schmeichelnden Lüsten zu folgen, täuscht er sich noch obenein zu seiner größern Verschuldung mit dem Gedanken, er habe das göttliche Wohlgefallen, wenn er Gott nur andächtige Empfindungen und Thränen dargebracht hat. So treibt der Mensch mit dem Heiligsten ein Spiel, und sinkt, indem er das Schlechte erwählt, tief unter seine eigne Würde, die ihm Gott im Besitz der Freiheit gab. Nur der

trägt diese Würde, ist frei und ein wahrer Diener Gottes, der das Gute aufrichtig erwählt.

In diesen Zügen wird der Leser viele Frömmler der vormaligen und heutigen Zeit wieder erkennen, die in ihrem gefährlichen Irrthum gar so weit gehen, daß sie stolz auf ihre andächtigen Töne, Geberden und Empfindungen sogar jene verachten, die in schlichter Einfalt, ohne die Andacht zu verachten, noch zur Schau zu tragen, Gott kindlich gehorsam und treu in ihrer Pflichterfüllung zu werden trachten, nach dem Spruch: Zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken! Was ist diese frömmelnde Unlauterkeit, anders, als der strafbarste Mißbrauch der Freiheit in heiligen Dingen? Nichts bestraft daher Jesus Christus so scharf als sie, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil der Mensch mit freier Wahl diese böse Gesinnung ergreift, womit er Gott ins Angesicht lügt. Denn sonst würde seine Bestrafung ein Unrecht in sich schließen. Der aufrichtige Verehrer Gottes und des Heiligen verachtet diesen unlautern Sinn auf das tiefste, und bewährt hiedurch, wie er sich des Adels seiner Freiheit lebendig bewußt das Niedrige und Schlechte, und jede Art von Heuchelei verschmähen, und zum Höchsten und Herrlichsten hinanstreben kann und soll. Die Idee der Religion setzt also überall Freiheit des Willens voraus, es sei in Ergreifung des Guten oder des Bösen.

3. Ich komme auf das Dritte. Wie Gott und menschliche Freiheit im Glauben und Leben wesentlich verbunden sind; so hängt mit beiden der Glaube an das ewige Leben nothwendig zusammen. Die Religion ist tiefe Empfindung des Göttlichen, ist froher Glaube, ist freudiges Rechtthun und kindlicher Gehorsam. Soll aber dieser Gehorsam erfolgen, so muß auch ein lebendiger Glaube an Gott und an ewige Fortdauer ihn stärken. Wo werden wir unter den Sterblichen eine kräftige, ächtsittliche Gesinnung finden, wenn sie nicht von dem heiligen Glauben geleitet wird, daß der höchste unsrer Aufseher Gesinnungen und Thaten uns für eine ewige Welt berufen habe, daß er uns dort nach unsern freigeschaffenen Werken geben, uns den Anfang unsrer Tugend auf Erden ewig fortsetzen lassen werde? Ja das Dasein und Wirken eines freien Wesens, wie der Mensch ist, zu den unendlichen Stufen sittlicher Güte hin ist nicht anders zweckmäßig zu denken, als in einer ewigen Fortsetzung und im Glauben an sie, wenn der Mensch nicht der besten Kraft zum Guten hier auf Erden ermangeln soll. Die Gabe der vernünftigen Freiheit, unstreitig die edelste und größte, die Gott unserm Wesen verlieh, wäre in einer Welt voll erhabener Zwecke die zweckloseste, wofern sie uns nicht mit Sicherheit einen endlosen Gebrauch derselben zu erwarten berechtigte. Sie weiset uns auf einen edlen, mannhaften Kampf in der Tu-

gend hin, daher ihr Tod in der Auflösung des Körpers für den Freund der Tugend unmöglich zu glauben ist. Wäre die Freiheit ein Gesetz der Nothwendigkeit, wie die Naturgesetze unsers (organischen) Körpers; so würde auch ihr Tod nichts mehr bedeuten als der Tod dieses letztern und seines Naturgesetzes. Aber die Freiheit schließt unendlich mehr in sich als jedes Naturgesetz, sie verkündigt eine höhere Art von Wesen, als die blos materiellen und vernunftlosen sind, worin das Naturgesetz sich regt und waltet, sie deutet auf einen endlosen Kampf und unaufhörlich zu erringenden Sieg des Guten über das Böse, der in diesem Leben von dem freien Menschen unter der Aufsicht des höchsten, freiesten Geistes nur angefangen wird. An diesem Siege sollen wir helfen, dies gebietet uns das Gesetz der Freiheit, sollen also an diesen Sieg mit festem Herzen glauben. Wir werden hinwiederum den Glauben an unsre ewige Fortdauer festhalten, damit uns jener Sieg erleichtert werde.

Soll auch der Glaube an Gott das rechte Leben im Herzen haben, und die reinste Ehrfurcht und Liebe ausdrücken; so darf ich mir den Gott der Liebe und Wahrheit nicht anders vorstellen, als daß er den Sterblichen, denen er den tiefsten Wunsch einer ewigen Lebensdauer einhauchte, diese auch schenken werde, daß er uns werde Theil nehmen lassen an dem erhabensten Ziel der Schöpfung

freier Geister, an dem ewigen Siege des Guten und der Wahrheit über das Böse und die Finsterniß. Dies ist zugleich der stärkste Sporn, der den Christen ermuntert, sich bei aller Verdorbenheit der Welt der reinsten Tugendliebe zu befleißigen, und durch Heiligung des Lebens „das ewige Leben zu ergreifen."

So hängts in dem höher erleuchteten Gemüthe, das nach Wahrheit aufrichtig rang, ja selbst in dem minder erleuchteten des gemeinen Mannes von gesundem Verstande und redlichem Sinne natürlich zusammen. Und es ist vergeblich, und steht im Widerspruch mit dem Geist der Wahrheit, diese wesentlichen Punkte der Religion anders fassen und vorstellen zu wollen, wenn sie noch Eingang in das Gemüth haben und kein Wortgefecht sein sollen. Das Christenthum, diese ursprünglich einzig wahre und eigentliche Religion, stellt auch diese Gedanken vom Glauben an Gott, von der Freiheit des Menschen, von der Pflichtmäßigkeit der Tugend und des Kampfes gegen das Böse, von der Erwartung eines ewigen Lebens so lichtvoll dar, daß auch der gemeinste Verstand sie fassen kann. Ja um den der menschlichen Tugend so nöthigen Glauben der Unsterblichkeit allen so viel faßlicher und lieblicher zu machen, stellt es denselben unter dem schönen Bilde der Auferstehung und des Hingangs zum Vater vor. Es redet von einem Gott als Gesetzgeber, väterlichen Aufseher und gerechten

Richter, gibt Gebote Gottes und setzt dadurch die Freiheit des menschlichen Geistes voraus, und verkündigt endlich eine künftige Welt, wo jeder empfangen soll, was seine Thaten werth sind.

Wenn die Naturphilosophie und ihre Verehrer von einem Eingehen des Menschen in das Universum (Weltall) reden, ohne auch nur eines Wortes von einem fortdauernden Bewußtsein, als wäre das Nebensache, zu erwähnen; so klingt das zwar neu (indictum ore alieno), ist aber nur trostloser Dunst, der vor dem Lichte wahrer Religion bald verschwinden muß. Das unbefangene Herz fragt bei solcher Lehre gradezu: Werden wir nach diesem Leben mit persönlichem Bewußtsein fortdauern oder wird es nicht statt finden? Dieses Herz aber, das sich selbst versteht, und weiß, was es wünscht und glaubt, kann nur eine Fortdauer der erstern Art annehmen, und sieht mit Recht letzteres für eine Vernichtung seines Wesens an. Denn wenn wir auch von der Art unsers Fortlebens in einer künftigen Welt keine Kenntniß haben, noch haben können, da sie auf einer Anschauung oder Erfahrung beruhen müßte, die uns hienieden unmöglich ist; so ist doch das gewiß, daß der religiöse Glaube, wenn er ja noch etwas bedeuten soll, nur eine Fortdauer mit persönlichem Bewußtsein annehmen kann und darf. Soll der künftige Zustand unsers Geistes, welches doch die Hauptsache im Schicksal des Menschen sein wird, —

denn was kümmert uns die Erscheinung, die Masse des Leibes! — in sittlicher Absicht eine Fortsetzung des gegenwärtigen und eine Vergeltung sein, wie es der christliche Glaube nie anders ausgesprochen hat; so werden wir uns in jener Welt unsrer Schuld und Unschuld, unsrer Thaten und Unterlassungen bewußt sein. Der sittliche Zustand ist das Wesentliche in der Fortdauer eines sittlichen Wesens, und nur in dieser Eigenschaft, in diesem Sinne kann unser künftiger Zustand eine Fortsetzung des gegenwärtigen genannt werden. Die erworbene sittliche Kraft, die angefangene Erkenntniß und Liebe des höchsten Wesens und die Verehrung seiner erhabenen Rathschlüsse wird im neuen Zustande, so lehrt uns der religiöse Glaube, zu höheren Stufen und zur Seligkeit erhöhet; die sittliche Verschuldung aber, das Zurückbleiben im Guten, die Gleichgültigkeit gegen Gott und dessen Gebote, die freche Verachtung des Heiligen müssen abgebüßt werden, damit der Mensch in jener Welt noch lebendiger als in dieser erfahre, es sei ein gerechter Gott.

Bewußtsein ist der erste Punkt, von wo das wahre, persönliche Leben eines geistigen Wesens anhebt. Wo jenes nicht ist, da ist auch dieses nicht. Eben darum heißt auch in der Schrift und in allen ihrem Unterricht folgenden Büchern der Zustand seliger Menschen in der künftigen Welt ein ewiges Leben, zum Zeichen, daß nach Christi Lehre dieser Zustand ein völliges Bewußtsein un-

ser selbst sein wird. Es ist also ein seltsam thörichtes Unternehmen der Naturphilosophie, wenn sie vom künftigen Zustande des Menschen redend seines Bewußtseins gar nicht gedenkt. Sie gebehrdet sich zwar, als rede sie von diesem frohen Glauben der Christen, gar von einem Wissen in solchen Dingen, gibt aber durch ihr Gerede nur zu erkennen, daß sie gar keinen Glauben an ein ewiges Leben habe und lehre, am wenigsten den Glauben Jesu und seiner Apostel.

Sie steht also mit dem Glauben des Christenthums im stärksten Widerspruch. Zwar spricht sie auch von einem seligen Leben in dem All (in dem Absoluten); aber man denke ja nicht, daß darunter eine persönliche Fortdauer im Tode, mit Bewußtsein, ein Wachsen an höherer Einsicht, an Liebe des Guten, ein ewiges Annähern zur Vollkommenheit in sittlicher Güte und Weisheit gemeint sei. Näher angesehen verstehen die Naturphilosophen darunter nur eine höhere Bewegung des Gemüths bei der Anschauung des allgemeinen Lebens im Weltall. Nach ihnen ist durchaus keine Unsterblichkeit des Geistes in dem bisher angenommenen Sinne, nemlich mit Bewußtsein; vielmehr kehrt der ganze Mensch gleich der sinn- und bewußtlosen Pflanze in den Schooß des Planeten zurück, nachdem er die ihm zugemessenen Veränderungen durchgegangen ist. Indem sie nichts von einem seligen Leben nach dem Tode, mit Bewußt-

sein, zu wissen eingestehen, und Glaube ihnen, im vermeinten Besitz des Wissens, ein Unding ist, verschmähen sie den Glauben des Herzens, den das Christenthum verkündigt.

Wahrlich eine trostlose Philosophie, die so viel Zurüstens und Schreibens nicht verdiente, da sie, was man auch bei dem gemeinen Unglauben hätte finden können, zu so jämmerlichen Schlußfolgen (Resultaten) führt, das höchste Ziel des Menschen vernichtet, da sie, als hätte der Mensch kein Herz und dieses keine sittlichen Anlagen, keine höchsten Ideen, selbst des Glaubens nicht schont, den doch bisher die Philosophie als nicht unmittelbar zum Felde des (scientivischen) Wissens gehörig in seiner Ehre ließ. Wir haben also an ihr eine Philosophie, die der offenbare Gegensatz aller Religion ist, da sie von Freiheit und Sittlichkeit, was ihr Wesen betrifft, nichts weiß, obgleich sie mit diesen Worten wie mit dem Begriffe von Gott spielt. Kann sie aber das Wesen der Freiheit, diese tiefliegende Wurzel des Sittengesetzes und des Glaubens an Gott und ewiges Leben nicht erklären, welches ihr kein Verständiger verübeln wird; so sollte doch wenigstens das lebendige Gefühl der Freiheit, dieser lautredenden Unabhängigkeit von allen Naturgesetzen, die sich in jedes Menschen Brust durch die That offenbart, sie vom Dasein dieser unbegreiflichen Eigenschaft im Menschen überzeugen und im Erklären billiger machen. Doch

da sie den eigensinnigen (spekulativen) Vorsatz hat, Alles auf dem Felde des Wissens finden zu wollen; so ist sie eben dadurch wie frühere Natur- und Nothwendigkeitsphilosophen (Deterministen) in dem großen Irrthum befangen, die Freiheit gradeweg in die Reihe der Naturgesetze zu verweisen. Diese zugreifende Art, unbegreifliche Dinge so unbefugt erklären zu wollen; zu vermischen, was nicht zusammen gehört; das Erhabene, wie die Freiheit ist, unter die Regel gemeiner Dinge zu stellen; die Angelegenheiten des Herzens und Glaubens, weil sie nicht in die neuangelegten Formen des Wissens passen, gänzlich abzuweisen, erregt schon den größten Verdacht, daß die Lehren dieser Philosophie auf einem falschen Grunde ruhen.

Gott, Freiheit, Tugend und Unsterblichkeit, ihr heiligen und großen Namen, ihr ewigen Grundfesten des christlichen oder nur vernünftigen Religionsglaubens, ihr habt in der Naturphilosophie durchaus keinen Sinn, oder welches hier eins ist, einen Sinn, der einem christlich-religiösen Gemüthe gänzlich widerstreitet! Wir werden wohl nicht Unrecht thun, wenn wir behaupten, daß eine solche Philosophie dem christlichen Religionsglauben den Krieg ankündige.

VI.

Die Versöhnung des Menschen mit Gott.

Der Mensch entzweit sich unaufhörlich mit dem höchsten Gesetzgeber durch Uebertretung der göttlichen Gebote. Findet er auch darin einige Entschuldigungen für seinen sündigen Zustand, daß die sinnliche Lust in ihm eher erwachte und zu Kräften kam, als Vernunft und Gewissen; so muß dieser Zustand doch andrerseits für selbstverschuldet angesehen werden, weil der Mensch auch alsdann noch gemeiniglich der Sinnenlust folget, wenn Vernunft und Gewissen schon eine laute Sprache mit ihm führen. Er vernimmt lieber die schmeichelnde Stimme seiner Lüste, die vom Angenehmen redet, als das ernste Gebot seines himmlischen Vaters, das Ueberwindung und Unterwer-

fung fordert. Er hört den ernsten Ruf seines Gewissens, den er als göttliche Stimme anerkennen muß, aber leichtsinnig und strafbar verschmäht er diesen Ruf. So befindet sich der Mensch unversehens auf der gefährlichsten Irrbahn, und muß dazu noch gestehen, daß es seine eigne Schuld sei. Denn er erkannte mit jedem Tage deutlicher das göttliche Gebot, dessen Bedeutung und Verpflichtungskraft. Eben so lebendig regte sich in ihm seine Freiheit, er fühlte sich nicht an das Böse gebunden, war vielmehr der Kraft sich bewußt, ihm widerstehen und das Gute wählen zu können.

Indem er nun von seinem Gewissen getrieben anfängt seines Zustandes inne zu werden, findet er, daß er in großer Verschuldung steckt, oder, wie die Schrift sagt, daß er ein Sünder ist. Kann er sich auch über die eine oder andre seiner Vergehungen mit seiner Unwissenheit, mit dem mächtigen Reiz der Lüste, mit der Gewalt der Umstände einigermaßen entschuldigen; so geräth ihm doch eine Rechtfertigung über seinen ganzen sündhaften Zustand schlechterdings nicht. Vielmehr von seinem eignen Herzen zur Aufrichtigkeit angehalten, muß er gestehen, er sei vor Gott strafbar und ein Sünder. Und wenn er auch dem Guten nicht abhold gewesen ist, zwingt ihn dennoch sein Gewissen zu dem Bekenntniß, er könne weit besser sein. Dies ist die natürliche Lebensgeschichte des Menschen.

In diesem Zustande, wo er sein höchstes Gut, das Wohlgefallen des himmlischen Vaters als verscherzt ansehen muß, kann ihm nicht wohl sein. Er sieht ein, daß ohne Frieden und Freundschaft mit Gott in aller Welt kein Heil für ihn ist, und wünscht diesen Frieden wieder herzustellen, sich mit dem beleidigten höchsten Gesetzgeber wieder auszusöhnen. Weil er an seinen Sünden nichts ändern, selbst durch alle nachfolgende Besserung keine ungeschehen machen kann; so wendet er sich an Gottes Gnade, wünscht Vergebung seiner Sünden, Erlassung der wohlverdienten Strafen, unter dem Versprechen aufrichtiger Besserung. Dies war bei nachdenkenden Menschen schon von den ältesten Zeiten her der natürliche Gang ihrer Gefühle und Gedanken, dies der Sinn der Sühnopfer bei den Juden und selbst bei den Heiden. Hierin aber äußerte sich zugleich, was in dem Menschen das Edelste und Größte ist, seine unvertilgbare sittliche Natur. Der Mensch, der über seinen sittlichen Zustand, den er unverantwortlich hatte verwildern lassen, die Augen eröffnete, fand, daß ihm nichts nöthiger sei, als eine Aenderung seines Sinnes und Wandels zum Bessern, aber auch eine Versöhnung mit Gott, eine Vergebung von Gott.

Was konnte daher unserm Geschlechte willkommner sein, als das Evangelium Jesu, der unter uns aufrichtete das Wort von der Versöhnung und das Amt stiftete, das diese predigt? Der er-

habene Stifter unsers Glaubens tief in das menschliche Herz blickend wußte, daß dem von Gott abgewichenen Menschen, der seiner Uebertretungen inne geworden, nun umkehren will, nichts nöthiger auch zu seiner Besserung sei, als Trost und Aufmunterung. Dies gab ihm Jesus, indem er den Sünder lehrte, zuversichtlich zu dem versöhnlichen Vater im Himmel treten, und unvergleichlich schildert ers (Luk. 15.) in drei Gleichnissen, vorzüglich in dem vom verlornen Sohne. Er stellt hier den Menschen auf, der durch Sünden von Gott abgewichen ist, aber durch sie und ihre traurigen Folgen belehrt sich über seine Verschuldung besinnt, mit herzlicher Reue umkehrt, mit unverdienter Huld, als wäre nichts geschehen, zuvorkommend empfangen, und mit erlangter Vergebung in die väterlichen Arme wieder aufgenommen wird. In diesem nach allen seinen Theilen so schön ausgemalten, umständlichen, höchst rührenden Gleichnisse konnte Jesus die dem reuevollen Sünder zurückkehrende Liebe Gottes in stärkern und lieblichern Zügen nicht schildern, als er gethan hat. Er hatte hiebei die schönste Gelegenheit, sich als den sogenannten genugthuenden künftigen Stellvertreter, der durch die Vergießung seines Blutes die Versöhnung zwischen Gott und Menschen stiften müsse, darzustellen, da eben von der Wiederannehmung des Sünders die Rede war, wenn er so etwas hätte lehren wollen; aber er

that es nicht. Vielmehr lehrt er hier nichts weiter als dieses: Gott ist von selbst herzlich geneigt, jedem reuevollen Sünder zu vergeben, und mit seiner väterlichen Liebe von neuem zu beglücken. Und bei andern Gelegenheiten macht Jesus bekannt, er sei deswegen von Gott gesandt, diese ewige, unveränderliche Liebe Gottes gegen jedermann, diese willfährige, versöhnliche Gesinnung gegen jeden Sünder, der sich bessere, zu verkündigen. Man denke hiebei nur an die Worte: (Joh. 3, 16.) „Also hat Gott die Welt geliebt rc." Gott hatte also immer und ewig den Willen, ohne irgend ein Opfer den sündigen Menschen wieder aufzunehmen, den darnach verlangt, wenn er nur ein der Sünde abgewandtes Herz bringe. Es fand sich aber in aller Welt niemand, der den Menschen diese höchst trostreiche Wahrheit bekannt machte. Da sandte Gott zu deren Verkündigung den erhabenen Sohn. Und diese Liebe gegen die Gefallenen ging so weit, daß er selbst des Sohnes nicht verschonte, sondern ihn, der mit gleich göttlicher Liebe das Amt der Erlösung der Menschen aus ihrer Unwissenheit und Trostlosigkeit erwählte, dem Kreuztode überließ, den etwa noch zweifelnden Menschen zum festen Siegel seiner ewig väterlichen Liebe. So stellt auch Paulus die ursprüngliche Lehre von der Versöhnung vor, wie sein Meister selbst sie mit und ohne Gleichniß verkündiget hat: „Ist Gott für uns, wer mag

wider uns sein? — Da er auch seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern ihn für uns alle dahin gegeben hat, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“ (Röm. 8, 31. 32.) Hierin ist nichts, das nur entfernt Gottes unwürdig wäre, worauf eben bei dieser Lehre unser Hauptaugenmerk gerichtet sein muß, und der wesentliche Gedanke der unaussprechlich herrlichen Versöhnungslehre, wie sie Christus selbst ausgesprochen hat, ist kein andrer als dieser: Sobald der zur Sünde geneigte Mensch wahrhaftig seinen Sinn ändert, ist er in eben dem Maaße, in welchem er dies thut, von selbst mit Gott ausgesöhnt. Gott vergibt ihm und läßt den bekehrten Sünder alle mögliche gute Folgen seiner Besserung genießen.

Paulus selbst aber, Johannes und Petrus erweitern diese Lehre Jesu von der Versöhnung, welche er ihnen weiter auszubilden und zu predigen überließ, oft dahin, daß sie ihn als ein Opfer, als einen Stellvertreter und Fürsprecher rc. darstellen. Daraus haben denn die spätern Ausleger des Neuen Testaments eine förmliche Genugthuungslehre, und aus dieser einen Eckstein des Christenthums gemacht. Aber sie bedachten nicht, daß diese Vorstellungsarten, welche Jesus seinen Jüngern unverboten überließ, nur vorübergehende erste Mittel in der Hand der Apostel waren, um die Welt zu bekehren, daß ihnen diese Weise den Tod Jesu vorzustellen so nahe lag, daß sie zu lau-

ter Menschen sprachen, die von Alters her an Opfer gewöhnt waren, daß sie keinen andern Weg vor sich sahen, die eingewurzelten Vorstellungen von der Nothwendigkeit der Opfer wegzuräumen, als daß sie die alttestamentischen Bilder des Opfers, Mittlers, Fürsprechers 2c. auf ihn anwandten, und den Tod Jesu als das höchste und letzte Opfer vorstellten. Hierin lag aber noch immer das Erhabene und Wirksame für das menschliche Herz, daß Gott gnädig ist und Sünde vergibt. Auf keinem andern Wege wußten sie diesen Menschen nach und nach begreiflich zu machen, was Jesus lehrte und bis an das Ende der Tage als der feste und letzte Grund aller verschiedenen Versöhnungslehren bestehen wird: „Gott ist die ewige Liebe."

Bis in die neuesten Zeiten hinein ist die Versöhnungslehre in allerlei Formen, schlechtern und bessern, ausgebildet worden. Man stellte, freilich durch apostolische Vorstellungen dazu veranlaßt, Jesum vor als den Bürgen, der durch seinen Tod als das Lösegeld alle Sündenschuld der Menschen an Gott bezahlt; als den Stellvertreter, der allein das Gesetz erfüllt, für die Schuldigen als ein Unschuldiger gebüßt; als einen Versöhner, der durch seinen Tod den Zorn Gottes gestillt, den Frieden mit Gott hergestellt; als den Mittler, der durch sein Thun und Leiden der sündigen Menschen Schuld auf sich genommen, und sie als Gerecht-

fertigte vor Gott dargestellt u. s. w. Diese Vorstellungsarten gingen seit Luthers Zeiten immer mehr in die Predigten und Gesänge, in die Erbauungs- und Lehrbücher der evangelischen Kirche über, und es stellte der eine die Verhältnisse zwischen Gott und Menschen, und die Genugthuung des versöhnenden Mittlers noch härter, sinnlicher und erniedrigend menschlicher vor als der andre, so wenig dies auch den urspünglichen hohen Geist Christi athmete, wenn man nur an das Gleichniß vom verlornen Sohne denken will. Daß diese Vorstellungen für viele, besonders in ihren Erkenntnissen niedrig stehende, Christen nicht anstößig, sondern sehr erbaulich waren, und mancherlei Gutes, Abscheu vor der Sünde, auch frommer Gesinnungen bewirkten, streite ich nicht ab; aber Gottes würdig, und der ursprünglichen, vollkommnen Lehre Jesu von Gott angemessen waren sie nicht. In solchen Zeiten, wo das Nachdenken über religiöse und sittliche Gegenstände weit weniger als jetzt angeregt war, konnten solche Vorstellungen von der Versöhnung, die so mancherlei Ansichten zuläßt, als Lehrmittel zeitgemäß, dem Glauben und der Bekehrung förderlich sein; aber jetzt sind sie es bei weitem nicht mehr in jenem Grade, besonders für höher erleuchtete Christen. Denn nur ein geringes Nachdenken lehrt, daß man wohl schicklich von einem Mißfallen Gottes an der Sünde reden könne, daß aber ein nachgehaltener Zorn

Gottes gegen das verirrte, sündige Geschlecht, der durch einen Mittler versöhnt werden müsse, mit der ewigen Liebe Gottes streite, die das Wesentlichste und Klarste in Jesu Lehre ist.

Soll denn keine Versöhnung mehr zwischen Gott und den Menschen verkündiget werden? Sie soll es allerdings, aber der ewigen Liebe Gottes würdig und den klaren Worten Jesu nicht zuwider. Denn es bleibt eine Hauptlehre der Christen, der Mensch muß sich mit Gott versöhnen, wenn er Ruhe für seine Seele finden will. Aber wie denn? Gott ist immer väterlich gesinnt über die Wohlfahrt der Menschen, selbst bei ihren vorsätzlichen sündlichen Verirrungen bleibt er ihr Vater. Doch vor dem Thron seiner Gerechtigkeit, ohne welche ein sittliches Reich Gottes unmöglich wäre, macht die Sünde sie strafbar, und um so mehr, je länger sie darin beharren. Sobald aber der Mensch durch aufrichtigen Abscheu vor der Sünde sich aus dem gefährlichen Zustande zu retten sucht, ist und wird er auch mit Gott versöhnt. Gott kommt ihm alsdann mit seiner unendlichen Gnade entgegen, wie der Vater dem mit gebesserten Gesinnungen zurückkehrenden, sonst verlornen Sohne. Ist hierin nicht die reichste Fülle des Trostes? Konnte Jesus wohl vortrefflicher und liebreicher für den Trost eines bekümmerten Sünders, der ihm nur glauben will, sorgen, als er

in der Lehre von der unwandelbaren Liebe Gottes gethan hat?

Wo findet denn nun der sündige, aber gebesserte Mensch die Bürgschaft, daß er wieder mit Gott versöhnt sei, der unendlich versöhnlicher als ein Mensch ist? Nicht in einem stellvertretenden, genugthuenden Tode Jesu, wodurch jene Versöhnlichkeit und Liebe Gottes nur geschmälert würde; wohl aber in seiner eignen aufrichtigen Besserung, er findet sie gläubig in der Zusicherung Jesu von der unendlichen Liebe Gottes, endlich auch in dem freiwilligen Tode Jesu, dieser größten That der Liebe, die je auf Erden geschah, und womit der erhabene Stifter unsers Glaubens seiner an sich schon wahren und vollständigen Lehre das feierlichste Siegel aufdrückte, folglich auch diesem trostreichen Worte, daß Gott gern verzeihet und ewig liebt.

Auch diese Vorstellung von göttlichen Dingen hat etwas Menschliches (Anthropopathisches); doch dies ist nie gänzlich von den Vorstellungen zu trennen, die die Verhältnisse zwischen Gott und den Menschen darstellen. Aber sie enthält doch nichts der Gottheit Unwürdiges, nichts, das einen Irrthum im Glauben und in sittlichen Dingen — denn ohne das Liebgewinnen des Guten ist in Ewigkeit kein Heil! — veranlassen oder begünstigen könnte; nichts, das mit den übrigen Begriffen stritte, die uns Jesus Christus von Gott gibt.

Sein Wort von der Versöhnung des Menschen mit Gott bleibt also eine Lehre voll Trost und Beruhigung für den Christen, der, seiner Sünden inne geworden, bei allem Vorsatz der Besserung noch mannigfaltig fehlet. Für den erhabenen Gottessohn aber bleibt es der größte Ruhm' und das seligste Verdienst, daß er durch die Verkündigung der ewigen göttlichen Liebe ein wahrhaftiger Weltversöhner geworden ist, und als solcher auch den Tod des Kreuzes starb. *)

Fries spricht hier von der bekannten alten Lehre der Sündenvergebung, die sich auf die Versöhnungslehre im gewöhnlichen Sinne gründet. Daß diese Lehre, und zwar in ihrer sinnlichsten

*) In der „deutschen Philosophie, Art und Kunst ꝛc." sagt Fries S. 89. bei Gelegenheit einer Zurechtweisung Schlegels, von diesem, „er thue schön mit jenem alten Vorurtheil, durch welches sich in der Kirche die unsittliche Lehre von der Absolution mit allen ihren abscheulichen Folgen gebildet, und es werde ihm in Ernst nicht einfallen zu behaupten, die sittliche Bildung des Menschen müsse eben auf die Imbezillität (Schwäche) in ihm und nicht auf die Kraft des Guten in ihm gegründet werden." Und S. 88. „F. Schlegel hat wohl recht, das ist das alte Verderben unsrer philosophirenden Theologen, daß sie zweien Herren zugleich dienen möchten, dem alten Aberglauben und der neugefundenen Wahrheit."

Gestalt, in den Herzen vieler Menschen großen sittlichen Schaden angerichtet habe, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Sie hörten lieber: Gott will dir vergeben und du hast einen Sündentilger, als: Gott will dich Sünder strafen, denn du kannst Gutes thun, wenn du nur willst. Ebenso ist es gewiß, daß die sittliche Bildung des Menschen mehr bei dem Grundsatz gewinnen wird: Du kannst das Gute thun, und Gott gab dir in deinem Willen und Gefühl die Kraft dazu, als wenn man ihn unaufhörlich in der Meinung von seiner angebornen Schwäche erhält, und ihm dann in seinen fortgesetzten Sünden zum Troste jene bekannte Lehre vorhält.

Aber wie bringt man diese Lehre, die von der ursprünglichen Kraft des Menschen zum Guten (der Mensch ist nicht böse geschaffen, Sir. 10, 22.) hergenommen, und das einzig ächte Mittel der sittlichen Bildung ist, in die Masse des Glaubens der christlichen Kirche hinein, da ihr bei weitem größerer Theil die ewige Gerechtigkeit und Liebe Gottes, die Christus klar genug und oft auch ohne Bild gelehrt, sich nicht anders als unter den Bildern der stellvertretenden Genugthuung und Versöhnung denken kann, weil er nie anders gehört und gelernt hat? Das ist hier die Aufgabe, an deren Auflösung schon mancher verzweifelte. — Ist nicht längst diese bildliche Vorstellung ein in die christliche Kirche eingeführter (positiver)

Glaubensartikel, und in fast alle Gesänge und Erbauungsbücher übergegangen? Ja ist sie nicht, die doch nur menschliches Abbild von der unveränderlichen Liebe und Gerechtigkeit Gottes (Anthropomorphismus) ist, in den öffentlichen Vorträgen bei mehreren christlichen Kirchenpartheien das Kennzeichen der Rechtgläubigkeit geworden? Wird nicht ein christlicher Lehrer, wenn er jene bildliche Sprache ganz vermeiden wollte, sich in den Verdacht des Mangels an Rechtgläubigkeit bringen und dadurch allen seinen übrigen Lehren den Eingang versperren? Wird es ihm verdacht werden können, wenn er sich der Versöhnungssprache, doch in möglichst schicklichen, dem sittlichen Fortschritt nicht gefährlichen Formen mit Vermeidung aller härtern Vorstellungsarten so bedient, daß dem denkenden Zuhörer nach und nach die hinter allen jenen Bildern liegende Wahrheit klar werde: Gott ist die ewige Liebe! — ?

Bekanntlich werden die gewöhnlichen Vorstellungen von der stellvertretenden Versöhnung durch Christum von den meisten Gliedern der christlichen Kirche so fest gehalten, wie nur eine Lehre des Christenthums. Und nach dem gegenwärtigen Erkenntnißzustande selbst in der evangelischen Kirche wage ich nicht zu entscheiden, ob jene der sittlichen Besserung so oft gefährlichen Bilder sammt ihren Folgen nach und nach verschwinden, ob sie einst durch eine neue geistige Umwälzung der Kirche

zur reinen Wahrheit werden, oder ob sie bis an das Ende der Tage das Bekenntniß auch der evangelischen Kirche bleiben werden. Das letzte scheint das wahrscheinlichste, und mit zu ihrer Bestimmung als streitender nach Wahrheit ringender Kirche, die dennoch so viel würdige Glieder erzieht, zu gehören. Denn die reine Wahrheit ist doch nur für wenige. Aber diesen wenigen soll sie doch nicht vorenthalten werden. Und eben darum ist es nicht zu billigen, wenn philosophirende Theologen, die durch ihre Einsicht dem Geist unverhüllter Wahrheit zu dienen berufen sind, nicht mit der Sprache herausgehen, und das Bild von der reinen Wahrheit nicht trennen.

Die reine Wahrheit aber, und zugleich die erhabenste Idee, die nach der Scheidung aller Bilder und alles Unwesentlichen übrig bleibt, ist nach Jesu klarster Lehre diese, daß Gott unveränderlich gerecht, heilig und gütig ist, der Mensch aber durch unendlich fortschreitende Annäherung (seid vollkommen, wie der Vater im Himmel ist!) dem göttlichen Gesetz, wofür er eben geschaffen ist, Genüge leisten soll. Der Mensch, der diese göttliche Ordnung übertritt, und als freies, zur Tugend geschaffenes Wesen dennoch das Böse erwählt, findet in der Gerechtigkeit Gottes, der er anheim fällt, seine ihm gebührende Strafe. Denn er entfernt sich durch eigne Schuld von der Seligkeit der Kinder Gottes, die sie in der Vollbringung

seines Willens genießen, in eben dem Maaße, als er die Uebertretung liebt. Aber es steht ihm der Weg zur Rückkehr offen, wie wir Menschen denn gewöhnlich nach verlorner kindlicher Unschuld mit Uebertretungen anfangen, folglich mit der Bekehrung beginnen müssen. Hier offenbaret sich nun die ewige, anbetungswürdige Liebe Gottes, daß sie dem muthwilligen Uebertreter den Weg zum Leben nicht verschließt, vielmehr durch sein eignes Gewissen ihn belehrt und durch seine Fehler ihn bestraft, damit er den Weg des standhaften Gehorsams ergreife, der allein zur Seligkeit im Reiche freier Geister führt. Diese Liebe Gottes, die sich, welches eben ihr erhabenes, gränzenloses Ziel ist, aller ihrer Werke erbarmt, und nicht will, daß jemand verloren werde, ist unveränderlich wie sein ganzes Wesen, keiner Genugthuung bedürftig, wenn auch der Mensch einer Versöhnung bedarf. Und diese ewige Liebe in ihrer ganzen Herrlichkeit ins Licht zu stellen, sprach Jesus: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab;" und Johannes 1 Br. 4, 9.: „Daran ist erschienen die Liebe Gottes, daß Gott seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt hat, daß wir durch ihn leben (selig sein) sollen."

Ist das Verdienst Jesu nicht groß genug, daß er diese heiligste und trostvollste aller Wahrheiten von der ewigen Liebe Gottes, die der Mensch allein durch Glauben, Liebe und Gehorsam festhält,

in ein nie zu verdunkelndes Licht setzte? Konnte er sich ein noch grösseres um die Menschheit erwerben, und bedarf es wohl eines andern? — Aber das läßt sich die Kurzsichtigkeit mancher theologischen Kämpfer, die das Höhere nicht erstreben, Gottes ewige Liebe nicht verstehen lernen, ihn immer zu einem Menschen machen wollen, nicht sagen. Sie streiten um einen Schatten und verdienen Mitleiden; wo sie aber absichtlich, um nur Eingang zu finden, die reine Wahrheit scheu und herablassend verstellen, Verachtung. Und Fries hat Recht, wenn er diese über sie ausspricht; denn sie wollen auf den verbotenen Wegen der Heuchelei ins Reich der Wahrheit.

VII.

Mystik oder höchstes Religionsgefühl ist mit dem Glauben ursprünglich eins. Maaß und Gränze der Mystik.

Dem Schooße des Christenthums entsprang von Anbeginn eine vielseitige Ausbildung geistiger Kräfte. Das tiefere Nachsinnen über religiöse Angelegenheiten brachte auch in zarten, das Göttliche liebenden und suchenden Seelen jenen höhern Schwung, jenes geheime, innige religiöse Leben hervor, welches mit dem Namen der Mystik bezeichnet wird. Die wunderbare Person Jesu, seine unbegränzte Liebe, seine sinnvollen Aussprüche von der Gemeinschaft der Kinder Gottes mit ihm und dem himmlischen Vater legten in

zarter fühlenden Seelen den Grund dazu. Mystik war von jeher ein kindliches unschuldiges Streben, das Göttliche im Menschen lebendig zu machen und mit dem Menschlichen zu verbinden, das Uebersinnliche mit dem Sinnlichen, das Himmlische mit dem Irdischen; das Göttliche in den Kreis des Sichtbaren herabzuziehen, und gleichsam allen Dingen eine göttliche Gestalt und Form zu verleihen. Sie wurde in zarten, leichtbeweglichen Gemüthern der Gipfel ihres Glaubens und der höchste Ton ihrer religiösen Empfindungen.

Religion ist das innerste und höchste Leben des Geistes, ihre heilige Bewegung, ihre himmlische Empfindung übersteigt bei weitem jede andre! Es war daher der Natur des Christenthums angemessen, daß eine Mystik aus ihm entsprang oder sich ihm anschloß, dieses gleichsam höchste Element des Glaubens, (höchste subjektive Empfindung und Stimmung des Gemüths für das Göttliche). Die Mystiker waren von jeher der Regel nach die frömmsten und treuesten Gläubigen. Religion war bei ihnen Leben und Kraft, und die höchste Kraft liegt im Glauben, die höchste Wonne in dem lebendigen Gefühl dieses Glaubens. Eine Religion in bloßen Sittenlehren, die den Glauben nicht in seine ursprüngliche Würde und als Grundlage dieser Lehren setzt, ist keine. Die Religion wahrhaft gläubiger Christen ist auch ohne Mystik unendlich mehr als ein bloßer Gehorsam gegen die göttlichen Ge-

setze, die Christus lehrt. Sie verehren zwar die Sittenlehre Jesu, um so mehr, da er ein so sittenreines Leben führte, und streben gesinnet zu sein, wie Jesus Christus war; aber das tiefe Gefühl der Ehrfurcht für den erhabenen Sittenlehrer und sein unsträfliches Leben macht noch lange nicht ihr ganzes Religionsgefühl aus. Der Glaube an den ewig huldreichen Gott und seinen Gesandten, der uns mit einem Herzen voll reiner Liebe zu ihm führt, uns ewige Seligkeit von ihm verheißt, wenn wir uns um die himmlische Freundschaft bewerben, und die kindliche Liebe sind die wahre Herzensreligion des Christen. So verschmäht auch eine ächte Mystik die Tugend nicht; denn die reines Herzens sind, sollen ja Gott schauen. Aber ihr wahres Wesen, die Seele der Mystik ist der durch Liebe lebendige Glaube, und ohne diesen gibt es weder Religion, noch in höhere Gefühle verwandelte Religion, eine Mystik.

Darin eben verfehlte Kant wenigstens ein Ziel seiner philosophischen Untersuchungen, daß er zwar einen Glauben an Gott lehrte, das Wesen der Religion aber fast ganz allein in die Uebung der Pflichten setzte, jenen Glauben viel zu sehr allein stehen ließ, ihn nicht in seiner großen Kraft im Gemüthe darstellte, ihn gleichsam als eine bloße Zugabe zu den Erkenntnissen des Menschen betrachtete, ihn nicht in Verbindung mit der Sittenlehre zum lebendigsten Quell der Pflichten-

übung machte, wie es doch Christus als Sittenlehrer so unvergleichlich that, wenn er sprach: Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst! Hier sind Glaube und innige Liebe des Guten unzertrennlich verbunden.

Das Christenthum entwickelte von Anfang die edelsten Kräfte, den lebendigsten Glauben, die schönsten Gefühle, Liebe, Gehorsam, Aufopferung, Ergebung, Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit; aber alles unter den höchsten leitenden Ideen von Gott, und Christus dem Gesandten Gottes, womit der Gläubige in unzertrennlicher geistiger Verbindung stehe. In erhabener, mystisch anmuthiger Rede spricht Jesus oft seine Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater, und die innige Verbindung seiner gläubigen Nachfolger mit Gott und ihm, dessen Gesandten aus, um den Glauben an diese geistige Verbindung zu bewirken, ihm die rechte Kraft im wirklichen Leben zu geben, besonders aber das Herz seiner Jünger und ersten Verkündiger seiner Lehre mit lauter großen, lebendigen Gedanken zu erfüllen. Unstreitig ist auch kein Gedanke in einem menschlichen Gemüthe so tief bewegend und belebend als der: Wir sind mit Gott verwandt, sind seines Geschlechts, eins mit ihm, in ihm leben, wirken und sind wir. — Er ist das wahre innerste Wesen jener Mystik, wozu Jesus und seine Apostel selbst den Grund legten, und die sich, obgleich nicht immer mit glücklichem Er-

folg, schon in den frühern Zeiten des Christenthums zu entwickeln anfing.

Diese mystischen Gedanken und Aussprüche Jesu sind immer eben so erhaben als lieblich, und erfüllen das Herz immer mit großen Empfindungen. Nirgends verläugnen sie die Würde seiner Lehre. „Ich und der Vater sind eins; ich bin das lebendige Brod, vom Himmel gekommen, wer davon isset, wird leben in Ewigkeit; ich bin ein guter Hirte, der Weg, die Wahrheit und das Leben; wer an mich glaubet, wird leben, ob er gleich stürbe; wer mich siehet, siehet den Vater; wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen; ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben, ohne mich könnet ihr nichts thun; Vater, was mein ist, das ist dein, und was dein ist, das ist mein, und ich bin in ihnen verkläret. Ich gehe zum Vater; in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten; ich will wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin. Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, daß sie eins seien, wie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir, auf daß sie vollkommen eins seien, und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast und liebest sie, wie du mich liebest."

Alle diese schönen, sinnvollen Reden Jesu drücken sein höheres religiöses Leben in Gott aus, den kindlichen, unerschütterlichen Glauben seines

Herzens; und sein Glaube erhebt sich hier zu den lebendigsten Gefühlen. Sie sind der Mittelpunkt der Mystik oder der geheimen religiösen Empfindung, die oft nicht vermag in Worte auszuströmen. An diese und ähnliche Ausdrücke Jesu und der Schrift knüpften sich schon in frühern Jahrhunderten allerlei fromme, in den stärksten Gefühlen sich aussprechende Gedanken verschiedener Mystiker. Unter den spätern waren vorzüglich die Bücher von Thomas von Kempis, Johann Arndt, Molinos, G. Arnold und andern von den frömmsten Christen eifrig verehrt und gelesen. Aber so belebend und erbaulich auch die mystischen Reden Jesu und der Schrift sind, ob sie auch in den frühern Zeiten vorzüglich das Christenthum aussprachen, wie man unter andern an den lieblichen Briefen Johannis sieht, so schlüpfrig wurde doch nachher dieser Boden für viele Nachahmer. Denn es traten späterhin Mystiker auf, die die reinen, himmlischen Ideen Jesu Christi aufzufassen, nicht vermochten, allerhand neue Offenbarungen träumten, von einem tausendjährigen Reiche Jesu und ähnlichen Dingen sprachen, wie zuletzt noch Jung. Obgleich der Mystizismus in den neuesten Zeiten, wie etwa in der Brüdergemeine und Pietistenschule, mehr geläutert erscheint; so scheint doch jetzt, da der Verstand zu überwiegend gegen die Gefühle geworden ist, seine höchste Blüthe vorüber zu sein.

Der wahrhaft fromme Glaube erhob sich von jeher zu den lebendigsten Gefühlen. Aber nur kräftigern Seelen war es gegeben, die Ideen der Vereinigung des Menschen mit Gott durch Glauben und Liebe in ihrer Reinheit aufzufassen, und von fremden Zumischungen frei zu erhalten. Der Mensch, ein sinnlich geistiges Wesen, ist seiner Natur nach immer geneigt, die geistige Idee in die Sinnenwelt herabzuziehen, sie dadurch dem Gefühle, das mehr irdischer Art ist, näher zu bringen, und sie, die aus der Vernunft, dem wahren Gottesgeiste stammt, dadurch zu beleben. Hierin ist an sich nichts Widersinniges, wenn nur die sinnliche Einkleidung, die das schauende Gemüth rührt und entzückt, der Würde und Erhabenheit der Idee nicht zu nahe tritt. Nur diejenige Mystik verdient Beifall und ihre sanften Töne Gehör, die durch sinnliche Darstellung die angeschaute Idee mächtig belebt, aber ihrer Herrlichkeit nichts vergibt. Sie kann ja auch ursprünglich keinen andern Zweck haben, als das Gott verlangende und sich innig nach ihm sehnende Gemüth mit heiligen Religionsgedanken, die sämmtlich erhebende Ideen sind, zu erfüllen, und durch ihre eigenthümliche Einkleidung in die lebendigste Bewegung zu setzen.

Die Mystik ist keine höhere (objektive) Erkenntniß, sondern Glaube und Liebe, und kann nichts anders sein, ausdrücken und lehren. Was aber der Glaube mehr mit klaren Worten aus=

drückt, das verwandelt sie durch ihre schmelzenden Töne und anmuthigen Bilder in lebendige Empfindung. Wie weit aber der Mystiker hierin gehen dürfe, darüber geben Christus und seine Apostel, deren Bildersprache nirgends in das anstößig Irdische herabsinkt, die schönste Vorschrift. Höchste Gegenstände der Mystik waren ihnen und sind uns das Sein der Gläubigen in Gott, ihre Vereinigung mit ihm durch Glauben und heilige Gesinnung, die Liebe von und zu Gott, von und zu dem Erlöser, der sich für der Menschen Seligkeit opferte, die Herrlichkeit der Kirche und des Reichs Christi, die Versöhnung und Gemeinschaft der geretteten Sünder mit Gott, ihre künftige Seligkeit.

Das wahre Element der Mystik ist, außer kurzen, sinnvollen Sprüchen, vorzüglich die geistliche Dichtkunst. Durch das Lied sprachen ältere und neuere Mystiker ihre tiefsten Empfindungen aus, die mehr durch ihre Stärke und Innigkeit, als durch die Klarheit der Gedanken rühren. Das ohnehin schon das Gemüth höher hebende Lied spricht, von einem zarten mystischen Geiste angewehet, am besten die innige religiöse Empfindung aus, und bringt sie zu einer Höhe, auf der sie sich nicht leicht andauernd erhält. Eine lange Andauer scheint auch der Gesundheit des Gemüths gefährlich zu sein, und nur Ueberspannung der Empfindung, d. h. leere Ein-

bildungen hervorzubringen. Weil Mystik eine zarte Blüthe des tief empfindenden Gemüths ist; so will sie auch, um nicht zerstört zu werden, mit vorsichtiger Hand berührt sein. Sie ergreift das ganze Herz von der geistigen und sinnlichen Seite, Ideen und Anschauungen sind in ihr gemischt, und darum bewegen ihre Gebilde das Gemüth so innig. Sie bringt einen zwischen geistiger und sinnlicher Welt schwebenden Zustand hervor, der absichtliche Anstrengung nicht verträgt, wenn er nicht zur Phantasterei versinken soll, wie uns ältere und neuere Mystiker, selbst unter diesen Novalis, davon das Beispiel geben.

So fromm und still, so demüthig und kindlich auch das religiöse Gemüth gestimmt ist, so sehr es sich nach mystischen Rührungen sehnet; so kann doch ein Jakob Böhme und seines Gleichen, die noch immer ihre Verehrer finden, dasselbe nicht glücklich leiten. Anstatt das Gemüth tief zu bewegen, werden solche harte Mystiker es nur verwirren, mit phantastischen, rohen Bildern anfüllen. Weit edlerer Natur sind Thomas von Kempen von der Nachfolge Christi und Arndts wahres Christenthum, obgleich auch sie sich oft durch zu weit ausgesponnene Empfindungen vom Ziel verirren. Unter den vielen ältern mystischen Liedern, besonders in den Sammlungen der Brüdergemeine, ist selten eins, das die Probe hält. Die meisten sind ein wundersames widriges Ge-

misch von Sinn und Unsinn, von frommen und gemeinen, höchst sinnlichen Gedanken. Wie wird darin oft sogar die sinnliche Geschlechtsliebe auf die unanständigste dem Heiligen widerstrebende Weise ausgemalt, und auf das Verhältniß zwischen Jesus Christus und den Gläubigen angewandt!

Das ist das Schicksal des Mystikers, der sich selbst und sein Ziel mißversteht. Wenn er das schickliche Verhältniß zwischen Geist und Sinn nicht trifft, alle Anforderungen des läuternden Verstandes bei Seite setzt, in das Reich der Sinnlichkeit sich verliert, das Recht unsinnlicher Ideen, die an sich das Sinnliche verschmähen, nicht anerkennt, die zarten Gesetze des Kunstgeschmacks, des Schönen und Schicklichen kühn übertritt; so sinkt er ins Platte und Abgeschmackte, und kann das Gemüth nicht wahrhaftig mehr erheben, nicht mehr mit großen Empfindungen der Gottes- und Weltanschauung erfüllen.

Die edle Mystik drückt nur edle Empfindungen in anmuthigem Gewande aus. Gott und Christus sind ihr die höchsten Gedanken, um welche ihre zarte Dichtung schwebt. Sie besingt in den heiligsten Tönen die himmlische Liebe, und die Liebe zu Gott und Christus erscheint durch sie in ihrer verklärtesten Gestalt, wie sie sich in Ergebung und kindlichen Gehorsam, in Dankbarkeit, Ehrfurcht und Demuth auflöset. Das ist des Glaubens höchster Punkt, es ist seine Verwand-

lung in himmlische Empfindung. — Wie aber jedes christlich=religiöse Lied keine (philosophische oder theologische) Auseinandersetzung, keine trockene, verständige Lehre sein, sondern das Herz bewegen, und die Lehre, mag sie Glaubens= oder Sittenlehre sein, kräftig ins Leben bringen soll; so spricht das mystische Lied nur die tiefe Empfindung des Sängers aus, die, ohne eigentlich zu lehren, das Herz durch ihre Erhabenheit, Anmuth und Innigkeit tief bewegt.

Als mystischer Dichter zeichnet sich unstreitig unter den Neuern Novalis aus, wenn auch nicht alle seine religiöse Vorstellungsarten Beifall, nicht alle seine Lieder gleiches Lob verdienen. Wie weiß er in diesen durch einfache Kunst die erhabene Idee gleichsam zwischen Himmel und Erde vor dem religiösen Sinne schwebend zu erhalten, ohne ihre Würde durch ein unzartes Bild zu verletzen! Wie heilig und zart, von sinnlicher Verirrung entfernt, und zugleich wie kräftig ist in mehreren seiner unvergleichlichen Lieder die religiöse Empfindung ausgedrückt! Möchte er in solchen lieblichen Klängen viel glückliche Nachfolger finden! Denn unstreitig spricht dieser Ton am ergreifendsten das religiöse Herz an, und ist vor allen geeignet über das Irdische zu erheben. Wie würden solche Lieder eine Zierde unsrer Liedersammlungen sein, die fast durchgängig den Fehler haben, daß sie zu viel trockene (dogmatische und moralische) Lieder enthalten.

Als sehr schöne Lieder von Novalis möchten wohl folgende auszuzeichnen sein, die mit geringen Veränderungen auch im verbesserten Bergischen Gesangbuche zu finden sind: „Wenn ich ihn nur habe ꝛc. Wer einsam sitzt in seiner Kammer ꝛc. Wenn alle untreu würden ꝛc. (im Bergischen Gesangbuch: Oft muß ich bitter weinen ꝛc.) Ich sag' es jedem, daß er lebt ꝛc." Das schönste ist wohl folgendes, wovon ich einige Strophen hersetze: „Was wär' ich ohne dich gewesen? Was würd' ich ohne dich nicht sein? Zu Furcht und Aengsten auserlesen Stånd' ich in weiter Welt allein. Nichts wüßt' ich sicher, was ich liebte, Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund; Und wenn mein Herz sich tief betrübte, Wem thät ich meine Sorge kund? —

Hat Christus sich mir kund gegeben, Und bin ich seiner erst gewiß, Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben Die bodenlose Finsterniß! Mit ihm bin ich erst Mensch geworden, Mein Schicksal wird verklärt durch ihn; Und Indien muß selbst im Norden Um den Geliebten fröhlich blühn. —

Es kam ein Heiland, ein Befreier, Ein Menschensohn voll Lieb' und Macht, Und hat ein allbelebend Feuer In unserm Innern angefacht. Nun sah'n wir erst den Himmel offen Als unser altes Vaterland; Wir konnten glauben nun und hoffen, Und fühlten uns mit Gott verwandt. —

Noch steht in wunderbarem Glanze Der heilige Geliebte hier; Gerührt von seinem Dornenkranze Und seiner Treue weinen wir. Ein jeder Mensch ist uns willkommen, Der seine Hand mit uns ergreift, Und in sein Herz mit aufgenommen, Zur Frucht des Paradieses reift."

VIII.

Wahre Religion und gründliche Philosophie können einander nicht entgegen sein.

Das Wesen der Philosophie geht auf ein Forschen und Wissen, sie beschäftiget sich daher mit den Gesetzen des Wissens und der Wahrheit, und verschmähet, was nur Meinung des Tages ist. Die Religion dagegen geht auf ein tiefes, lebendiges Empfinden des Heiligen und Erhabenen, des Wahren und Guten, auf ein Ergreifen dieser über alle Erfahrung und Wissenschaft erhabenen Ideen im Glauben. Beide sind Erzeugnisse aus den höchsten, edelsten Kräften desselben Gemüths, das nach dem Höhern strebt, und können schon deswegen einander ursprünglich nicht widerstreben.

Wir dürfen ja kühn voraussetzen, daß alle menschliche Gemüthskräfte zur Erstrebung des Höchsten zweckmäßig geordnet sind.

Sehen wir auf den Inhalt und Umfang der Philosophie; so gehört dazu im allgemeinsten Sinn alles, was Gegenstand des Forschens und Wissens sein kann, der Mensch und die Welt. Im engern Sinne lehrt sie die Gemüthskräfte des Menschen, sein Vorstellen, Anschauen, Empfinden, Denken und Wollen und ihren Unterschied kennen, und besonders die Gesetze, durch welche alles Erkenntniß und Wissen bewirkt wird. Sie zeigt, daß der Verstand nach festen Gesetzen alles Denken verrichten müsse, (Logik,) daß aber diese Gesetze an und für sich noch keine Erkenntniß der Gegenstände schaffen, sondern daß der Mensch auf die Formen des Raums und der Zeit beschränkt nur eine diesen Formen entsprechende, übrigens sichere (relative) Erkenntniß erlangen könne, und eben deshalb durch dieselbe die Dinge nicht bis auf ihren tiefsten Grund (an sich) erkenne, (Metaphysik, Vernunftkritik.) Bis jenseits dieser Gränze reicht also das Wissen oder die wissenschaftliche Erkenntniß der Philosophie nicht.

Indem die Philosophie diese Gränze betritt, kann sie sich, denn die forschende Vernunft dringet sie, der Frage nach dem Urgrunde der Welt und Menschen nicht entschlagen. Sie überzeugt sich aber bei umsichtiger und redlicher Untersuchung,

daß sie mit ihren gewöhnlichen Formen des Denkens, Wissens und der Beweise, die innerhalb der Sinnenwelt vollgültig sind, bei dieser Untersuchung nicht ausreiche, daß ihr Wissen hier ein Ziel habe. Wenn aber das Herz dennoch laut einen Urgrund der Dinge, einen Gott fordert, und die Religion, ohne von der Philosophie des Wissens belehrt zu sein, ihn anbetend verehrt; so bescheidet sich die Philosophie, nichts einwenden zu können, weil sie hier eben so wenig etwas wissenschaftlich festzusetzen als abzustreiten vermag. Ist sie hierin der Religion grade auch nicht so förderlich, wie es von vielen Philosophen gewünscht wurde; so ist sie ihr doch auch an sich in ihrer bescheidenen Gestalt nicht nachtheilig. Gern stellte sie das Wesen Gottes nach seiner eigenthümlichen Gestalt und Form dar, wie sie die Eigenschaften und Kräfte des menschlichen Gemüths in ihren Umrissen zeichnet; aber sie gesteht aufrichtig, daß sie es nicht vermag. Wenn aber das Herz dennoch durch Religion, durch die natürlichen Empfindungen der Ehrfurcht und Liebe mächtig bewegt diesen Gott anbetet; so ist die Philosophie dazu berufen, Irrthümer abzuhalten und dahin zu sehen, daß es in seinem Aufschwung, in dem Feuer seiner Empfindungen Gott nicht zu einem Menschen mache, und abergläubischen oder mystischen Unsinn ausbrüte, der die Vernunft entehrt. Hier laßt uns dankbar den Dienst erkennen, den die Philosophie unsem Zeitalter leistete.

Ihr allein haben wir es zu verdanken, daß Gott jetzt weit weniger als vormals wie ein Mensch erscheint, daß unsre Religionsbücher jetzt nicht mehr mit so vielen Gottes unwürdigen Vorstellungen angefüllt sind, wie vormals.

Die Philosophie findet ferner in dem menschlichen Gemüthe ein Gesetz des geistigen Lebens, über das gewöhnliche Naturgesetz erhaben, einen Begriff von Pflicht, dessen Stamm eben deswegen Vernunft und Willensfreiheit heißt. Daß auch hievon der Urgrund ein großer und erhabener sein müsse, streitet sie nicht ab, aber sie weiß auch hierüber nichts wissenschaftlich festzusetzen. Denn auf die Frage: Wie und warum sind Vernunft, Freiheit und Sittengesetz da? — kann niemand anders antworten als, weil es dem Schöpfer so gefallen hat. Sie endigt also auch hier mit Glauben, — womit eben die Religion ihr eigenthümliches Feld eröffnet, — mit dem Glauben, das Sittengesetz sei von Gott.

Was ist denn das eigene Geschäft der Philosophie in dem Punkte, wo sie mit der Religion zusammentrifft? Sie ebnet der Religion, die das Höchste, weil sie Anbetung des Höchsten ist, die Bahn; zeigt, ordnet und erklärt die Gesetze, Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, die der Mensch und die Welt in sich schließen, begegnet dem Aberglauben, der die Welt mit erdichteten Kräften, Wirkungen ohne Ursachen anfüllen will, und schneidet

die kühnen Behauptungen des Unglaubens ab, der, sich ein unmögliches Wissen beimessend, aus der Welt ihren Urheber wegweisen will. Und indem sie trennt, verbindet und ordnet, was in ihren Kreis gehört, und alles auf die einfachsten Grundgesetze zurückführt, das menschliche Gemüth nach allen seinen Kräften und Aeußerungen kennen lehrt, findet sie, daß es der Vernunft, die einen Urgrund sucht, höchst angemessen sei, einen Gott und zwar nur einen zu glauben, einen höchst mächtigen und liebevollen Urheber und Beherrscher der Welt, der alles zweckmäßig geordnet habe.

In diesem hier angegebenen Amte als ihrem Hauptzweck vereinigen sich ältere und neuere Philosophie und hiemit ist jeder Philosophie, die gründlich, wahr und belehrend heißen will, die Bahn vorgezeichnet, auf welcher sie zugleich der Religion förderlich, nie nachtheilig werden kann. Wäre dies nicht ihr eigenthümliches Feld; so würde wohl schwerlich jemand sagen können, was sie denn eigentlich solle, da sie für müßige Spekulationen unmöglich da sein kann. Gründlich kann sie nur dann heißen, wenn sie keine Behauptungen aufstellt, denen die Beweise mangeln, der Phantasie, die nur dichtet, schlechthin keinen Einfluß verstattet; wenn sie alle Kräfte, Aeußerungen und Ansichten des Menschen würdigt; wenn sie das Recht des Glaubens anerkennt, und die kühnen Sprüche des Unglaubens, der sich mit dem

Titel des Wissens und der Philosophie brüstet, als Eingriffe in ein fremdes Feld abweiset. Wo sie fehlt und nicht mitarbeitet, ist dem Aberglauben das Thor geöffnet; wo sie aber ihre natürliche Gränze überschreitet, überall nur Natur und nichts außer und über ihr erkennen will, da findet der Unglaube freies Spiel. Gern möchte der Verstand allein das Reich haben, er redet gern überall drein, (raisonnirt,) bereichert sich auf Unkosten der übrigen Anforderungen des Gemüths, verschmähet den Glauben an ein Reich der Ideen, weil er kein Gegenstand des (scientivischen) Wissens ist, und ist daher schon oft ein Diener des seelenlosen Unglaubens gewesen, der alle Kräfte des Menschen lähmt. Aber eine umsichtige Philosophie weiset ihm seine Schranken.

Wenn die Philosophie, die für sich als Wissenschaft besteht, in Beziehung auf die Religion erwogen wird; so ist ihr ganz eigentlicher Beruf, den heiligen Pfad der Religion zu ebnen. Denn auch sie will und sucht ja wie diese, das Höchste im Menschen. Was also der Erreichung dieses hohen Ziels dient, das erwägt sie; was der gemeine Verstand von der Herrlichkeit der Welt nur stückweise und undeutlich sieht, das setzt sie klar auseinander. Sie ist in Wahrheit das Auge der Religion, die doch nie blind sein darf, wie könnte sie also anders als dem höchsten Ziel im Menschen, dem Religionsglauben beförderlich sein? Es

ist demnach, wenn wir die Zeiten Jesu und seiner Apostel ausnehmen, wo ein hoher, göttlicher Geist durch die Welt wandelte, in unsern Tagen wahrscheinlich weit mehr Religion und gründliche Erkenntniß derselben unter den Menschen, als in der vergangenen Zeit, weil durch Hülfe einer gründlichern und allgemeiner verbreiteten Philosophie Aberglaube und Irrthum aller Art außerordentlich vermindert, und die Kenntniß von der Welt und dem Menschen, als Vorbereitung zur Religion höher gestiegen und merklich weiter gebracht worden ist. Religion und Philosophie sind beide himmlischer Abkunft, aus einem und demselben edlen Stamme entsprossen. Philosophie, die den Forscher zur Erkenntniß der höchsten Gegenstände leitet und sein Auge erleuchtet, und Religion, die das Herz tief bewegt, und in der Empfindung das Höchste erfassen lehrt, sind ursprünglich einander nicht feind, bieten vielmehr freundschaftlich einander die Hand. Der Unglaube, der neben ihnen wandelt, ein alter Feind der Wahrheit und Religion, ausgebrütet in der bloßen Natur, ist nur als ein üppiger Auswuchs des (raisonnirenden) sich selbst übersteigenden Verstandes, und sehr oft als eine Ausgeburt der Leidenschaft zu betrachten, kein Kind wahrer Philosophie. Denn er erkennt nicht wie diese ein Reich der Ideen an.

Die Religion ist in ihrem innersten Wesen heilige Empfindung und tiefe Bewegung des Herzens, auf Gott und das Reich der Ideen gerichtet. Man denke hiebei als Exempel und Beweis an Christus und unter andern an seine Schüler Johannes und Paulus. Aus allen ihren Reden und ihrem nur auf das Höchste gerichteten Leben geht deutlich hervor, daß ihre Herzen unablässig von hohen Empfindungen bewegt waren. In ihnen sehen wir lebendig, was Religion und religiöser Glaube ist. — Wenn nun aber eine solche Religion, wie Christus sie allen seinen Bekennern so herzlich wünschte, Geist und Leben ist, aber mit eigentlichem Forschen sich nicht befaßt; so kann sie doch ihr vorgestecktes hohes Ziel zu erreichen, eine gewisse Summe von Vorkenntnissen nicht entbehren, die ihr den Stoff für ihre hohe Empfindung reichen. Wer könnte ihr diese besser geben als, eine eben nicht gelehrte, (populäre) Philosophie? Diese macht den Menschen aufmerksam auf seine großen geistigen Vorzüge, auf die erhabenen Naturgesetze, nach welchen die Welten, und in ihnen das Lebendige und Leblose, in unveränderlicher Ordnung erhalten werden, aufmerksam auf alles Große und Herrliche in der Schöpfung; und in mächtigem Nachklang und lebendigem Glauben spricht alsdann das Herz das hohe Wort aus: Gott ist Alles in Allem, Gott ist die Liebe! Zu dieser natürlichen, der Religion vorausgehenden

Weltweisheit leitet uns Jesus Christus selbst an, wenn er spricht: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an; schauet die Lilien auf dem Felde! Seid ihr nicht viel mehr denn sie?"

Je mehr diese Vorkenntnisse der Religion von dem Gemüthe verarbeitet werden, desto tiefern Grund legen sie zu einem fröhlichen Glauben an das höchste, beste Wesen, desto lebendiger wird die Empfindung des Danks, der Ehrfurcht und Anbetung, die Seele der Religion. So werden auch ohne gelehrte Kenntnisse in jedem Menschen, der nur Sinn und Verstand hat und sie redlich braucht, die höchsten Zwecke des Menschen erreicht.

Eine gründliche Philosophie, in gelehrter oder nicht gelehrter Form, kann nur die sein, die auf die höchsten Bedürfnisse und Anforderungen des Menschen, auf das innerste Bewegende in seinem Gemüthe treue Rücksicht nimmt, und darum einen Gott zu glauben nicht wehret, sondern lehrt. Diesen Gott fordert aber das fühlende Herz, ihn fordert des Menschen Vernunft, die sich nie wird ausreden lassen, hinter der in die Augen fallenden, unaussprechlich herrlichen Ordnung der Welt ein erhabenes Wesen zu suchen. Einer forschenden, tiefern Philosophie aber gebührt das Geschäft, diese natürlichen Aeußerungen des Herzens und der Vernunft aufmerksam zu vernehmen und unbefangen zu würdigen; denn sie drücken allgemeine menschliche Angelegenheit und Wahrheit aus, die

sich seit undenklichen Zeiten bewährt hat und ewig bewähren wird.

Eine atheistische Philosophie, die das Herz wie gewöhnlich vorbeigeht, und demselben nicht gleiche Rechte wie dem grübelnden Verstande verstattet, kann daher nicht anders als eine falsche sein. Sie ist in ihrer Grundanlage verdorben, weil sie kein Ziel und keinen Zweck aufweisen kann, welche der gesunde Verstand überall in der lebendigen und leblosen Welt mit Recht voraussetzt. Und wie der einzelne Mensch in allen seinen Anlagen ein zweckmäßig geordnetes Wesen ist, wie alle seine Kräfte eine große Bedeutung im Leben offenbaren, welches eine gründliche Philosophie nicht abstreiten wird; so hat auch die ganze menschliche Gesellschaft wie ein großer Gliederbau einen unleugbaren Zweck. Sobald sie anfängt, sich ihrer Natur nach aus der Barbarei hinaufzubilden, besteht sie in ihren Hauptelementen nur durch Glauben an die Wahrheit, an das Recht und an das Sittlichgute, oder, welches hier eins ist, durch Glauben an das unsichtbare Haupt dieser Ideen, an Gott. In Gott vereinigen sich alle dem Menschen heiligen Dinge, alle seine Ideen von Wahrheit, Schönheit und Güte. Hier laßt uns das Recht des Herzens und die Macht des Glaubens anerkennen!

Eine atheistische Philosophie, und hätte sie noch so vielen Schein der Wahrheit durch das

Blendwerk ihrer trüglichen Beweise und tiefsinnig klingenden Worte, kann nur eine falsche sein; denn sie löset eben jene heiligsten Begriffe und Bande der menschlichen Gesellschaft auf, indem sie kühn auszusprechen wagt, es sei kein Gott. Mit dieser Behauptung, könnte sie erwiesen werden, fallen Wahrheit, Recht und Pflicht in Trümmer, und der Mensch, der für die erhabenen Ideen der Religion geboren, auch nur in ihrem Besitz und Gebrauch den Menschennamen verdient, würde mit ihrem Verschwinden auch seine edlere Natur ablegen; und dies kann doch nimmermehr Zweck seines Daseins noch der menschlichen Gesellschaft sein. Daher hat auch eine atheistische Philosophie, wenn sie auch hie und da Eingang fand, nie bedeutenden Beifall finden können. Es grauete edlen Gemüthern vor solcher Erniedrigung ihres Wesens im Atheismus, vor der Verläugnung des Reichs der Ideen. Und wenn eine solche Philosophie von den herrlichen Kräften der Natur und der Menschen geredet hat und am Ende sagt, sie habe keinen Gott finden können, es müsse also das Vernünftige in der Unvernunft, die Freiheit im Ohngefähr, die Ordnung im Chaos den Grund haben; so bekennt sie selbst widersinnig genug, sie habe ein müßiges Spiel beschrieben, daß die Betrachtung nicht lohne, ein Kunstwerk ohne Geist und Bedeutung, die nur in dem Lebendigen woh-

nen können. *) Wer einen Gott in seinem Herzen und in der Welt gefunden hat, und von ei-

---

*) Ich habe einst von dem berühmten Lalande gelesen oder sagen hören, er habe keinen Gott geglaubt. Dies erregte mir Verwunderung. Seitdem habe ich ihn nur für einen mechanischen Sternseher ansehen können, der von seinen Räumen und Zahlen angefüllt und geblendet nur darum keinen Gott fand, weil er ihn selbst hinter den letzten Sternen nicht sitzen sah, oder etwa, weil es unter den aufgeklärten Franzosen nicht Mode war, einen zu glauben. Wird nicht selbst die erhabene Sternkunde großentheils ein müßiges Gaukelspiel, wenn wir selbst mit ihr nicht einmal einen Gott finden können, keinen Urgrund, kein Ziel? — Sehr wahr und schön sagt Jakobi (von den göttlichen Dingen S. 98.) „Wir wähnen uns doch nicht ein Lebendiges des Unlebendigen, ein Licht angezündet von der Finsterniß, ein Unding ausgekrochen aus der dummen Nacht der Nothwendigkeit, des Ungefährs — wähnen doch nicht, unsern Witz wahnwitzig anstrengend, das Leben sei vom Tode hergekommen; dieser habe auf jenes nur allmählig sich besonnen, — so die Unvernunft allmählig auf Vernunft, der Unsinn auf Absicht, das Unwesen auf eine Welt. Um den Kern des Alls, des vollkommnen Undings, haben sich nur wie Häute und Schale — wohl nur wie Schimmel oder Blätter an der Schale gebildet, was wir Thoren Ordnung, Schönheit, Har-

ner so gebrechlichen Philosophie vernimmt, die nicht einmal den Glauben an einen höchsten geistigen Urgrund verstatte, wird der noch Lust zu der Mühe haben, sich mit einer solchen bekannt zu machen, die die höchsten Zwecke des Menschen zu vernichten beabsichtigt? Schwerlich, er möchte es denn thun, um sie für sich oder andre zu widerlegen. Wie könnte er sie liebgewinnen, die der Tod alles Glaubens und frohen Muths, aller höhern Kräfte im Menschen und selbst aller ächten Philosophie ist, die endlich kein wahres Licht und keinen Zielpunkt hat? Alles Edle im Menschen kann nicht anders als in einer solchen Lehre untergehen. Man beobachte nur ihre Freunde und Anhänger, (die praktischen Atheisten,) wie gefährliche Menschen (Egoisten) sie oft genug für die Welt wurden.

Nie wird eine umsichtige Philosophie sich mit dem Atheismus einlassen, nie mit einer Lehre sich befreunden, die Weisheit zu lehren vorgibt, aber keinen Urgrund aller Weisheit zu glauben verstattet. Mögen also künftig die Formen und Worte in der Philosophie wie bisher wechseln, mag der nie ruhende Verstand, wo er nicht neue Wissen-

monie — im Menschen seinen Geist, Begierde des Wahren und Guten, Freiheit und Tugend nennen." —

schaft erfindet, doch neue Formen und Worte bilden; es wird immer das Kennzeichen einer ächten Philosophie bleiben, daß sie die Erkenntniß der Natur (Naturbegriffe) bis an die Gränze des Glaubens führt, und alsdann dem religiösen Herzen sein Recht überläßt, diesen Glauben in seinem Werthe, in seiner eigenthümlichen Kraft und Wahrheit über alles Wissen und anmaßende Abstreiten zu erheben. Denn sie wird nicht einem Menschen gleichen wollen, der zwar einen Kopf aber kein Herz hat.

Die Religion äußert ihre Kraft und Majestät in heiliger Empfindung und Gesinnung und in aufrichtig sittlicher That, — der größten Seite, die der Mensch hat! — Wer, der dem Gange menschlicher Gedanken und Empfindungen nachgespürt hat, fühlt nicht innig, daß zu solcher Erhebung der Menschheit ein höchster Gesetzgeber und Aufseher gehört, den das Herz im Glauben findet? Wie blind müßte aber eine Philosophie sein, die über die edelsten Seiten des Menschen, indem sie dessen Kräfte aufzählt und würdigt, das Auge nicht eröffnete! Wie blind, wenn sie nicht finden könnte, daß die religiösen Empfindungen in ihm eben die größten und schönsten sind, daß folglich ihr Stamm, der Glaube an Gott, grade das Lebendigste und Bewegendste in seinem Gemüthe sein müsse.

Laßt uns die Philosophie, wie sie an und für sich ist — nemlich unbefangenes Forschen und Er-

kennen, — nicht verachten, nicht lästern, wenn sie auch zuweilen mißbraucht wird! Sie ist dazu berufen, eine treue Begleiterin und Gehülfin der Religion zu sein, daß der Mensch durch diese vereinigte Kraft seine Bestimmung auf Erden finde, seine Bestimmung für Gott, und mit ihm vereinigt zu werden durch steigende Erkenntniß, durch Glaube und Liebe.

IX.

Vom Atheismus der neuesten Philosophie.

Wenn jemand die Frage aufwürfe, wie man dazu kommen könne, der Welt einen Gott, den sie sich menschlich und doch erhaben vorstellt, und der ihr höchstes Glück ist, zu rauben; so würde es an einer Antwort fehlen. Man möchte denn etwa die Kurzsichtigkeit, Verwirrung in den Begriffen und Selbstsucht nennen. Und immer war es eine undankbare Arbeit, die Gottesleugnung offen oder versteckt zu lehren. Denn fanden auch einige mehr leichtsinnige als tiefdenkende und empfindende Menschen ein trügliches Vergnügen an einer Lehre von der Welt und den Menschen ohne Gott; so nah-

men doch edle, gläubige Gemüther das größte Aergerniß daran. Niemand, der noch bei gesundem Verstande ist, kann ein Unternehmen billigen, das nur Unglück stiften kann, das ohne allen Beweis — denn ein Atheist kann nichts von seiner Lehre beweisen — und in sich selbst zwecklos ist. Will der Gotteslängner etwa den Aberglauben mit seiner Lehre bekämpfen? — vor gefährlichem Irrthum in der Lebensweise damit warnen? — des Menschen Glückseligkeit dadurch sichern? so ist alles nur ein verfehltes Ziel. Die Weisen aller Zeiten lehrten, der Vernunft sei nichts angemessener als der Glaube an Gott, er sei das wahre Mittel gegen den Aberglauben, die stärkste Stütze bürgerlicher Ordnung, die kräftigste Aufmunterung der Tugend die sicherste Grundlage der Ruhe und des freudigsten Muths im menschlichen Herzen. Was kann der Atheismus anders sein und wirken, als von diesem allen das Gegentheil? Ja indem er das Dasein eines Gottes über und außer der Welt abstreitet, oder das Weltall selbst zum Gott macht, welches (auch in der Naturphilosophie) in Wahrheit Eins ist, dadurch aber den Aberglauben und die Unvernunft zu bekämpfen vorgibt, führt er ein wenigstens eben so großes Uebel, den trostlosesten und gefährlichsten Unglauben herbei, und entreißt der menschlichen Brust den Sinn für alles Große, Heilige und Göttliche. Denn dieses ver-

einigt sich nur in dem Glauben an Gott als in seinem wahren und einzigen Mittelpunkte.

Doch näher zu dem beabsichteten Gegenstande dieser Abhandlung. F. H. Jakobi nimmt in seinem trefflichen Buche „von den göttlichen Dingen ꝛc.“ den Glauben an Gott mit den stärksten Gründen in Schutz, und beschuldiget die Naturphilosophie gradezu des Atheismus. Dagegen hat sich Schelling in der bekannten Schrift: „Sch. Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Hrn. F. H. Jakobi ꝛc., Tübingen 1812,“ zu vertheidigen gesucht. Nun ist es zwar wahr, daß Sch. nicht gradezu sagt, es sei kein Gott; aber daß seine Naturphilosophie und vorzüglich in dieser Schrift offen genug den Atheismus lehre, ist ihm von mehreren Gegnern vorgeworfen worden, und er wird dieses nie widerlegen. Ebenso wie Fichte fühlte er nun die üblen Folgen von dieser Beschuldigung, suchte sie aus allen Kräften von sich abzuwälzen, und sagt darüber in der oben angeführten Schrift S. 123.: „Menschen, welche mit dem Namen Gott nur Spiel und Betrug treiben, können unmöglich öffentlicher Aemter fähig gehalten werden, weil zu präsumiren ist, daß demjenigen, der an nichts Unsichtbares glaubt, (?) mit dem Heiligsten nur Betrug vorhat, auch keine Eide, noch andre, zuletzt nur auf unsichtbaren Gründen beruhende Verpflichtungen heilig sein werden ꝛc. Wer mit den Worten Gott, morali-

sche Freiheit, Gut und Bös nur irre zu führen, zu täuschen, absichtlich zu hintergehen sucht, von dem gilt auch, daß er heimlich die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft untergrabe, hinterlistig die Bande aufzulösen suche, auf deren Erhaltung das wahre, innere und äußere Wohl des einzelnen Menschen und ganzer Völker beruht ꝛc.“ —

Ein merkwürdiges Bekenntniß über das undankbare Verdienst eines Schriftstellers, der offen oder versteckt Atheismus lehrt. Dennoch werden weder Jakobi noch andre glauben, daß sich Sch. nun von jener Beschuldigung, auch selbst durch alle seine scheinbaren Gründe gereinigt habe, die in seiner Schrift vorgetragen sind. Und sieht man die höchstgemeine, die unerhört niedrige Art an, womit Jakobi, ein in der gelehrten und gebildeten Welt mit Recht geachteter Mann von ihm behandelt, wie er mit Koth beworfen, in den Staub getreten und darin so herumgewälzt wird, damit er nie und nirgends mehr ehrbar erscheinen könne; so wird man vollends in der Behauptung Jakobi's von Sch. Atheismus bestärkt. Denn der Schimpfende verräth (s. Herders Metakritik) meistens eine schlechte Sache. Oder man geräth auf den Gedanken, der Gott der Naturphilosophie müsse der rechte nicht sein, und wenigstens von einem Sittengesetze nichts wissen oder gebieten. — Es ist auch nicht einzusehen, mit welchem Grunde des Rechts Sch. sich so unmäßig gegen Jakobi

ereifert. Wenn ein Schriftsteller den allgemeinen wohlbegründeten Glauben an Gott angreift, oder den Boden desselben zu untergraben sucht, wie sollte man dazu schweigen? Das hieße an der guten Sache verzweifeln oder sie gar verrathen helfen. Soll man eine schlechte Sache nicht bei ihrem Namen nennen, um diejenigen zu warnen, die ohne Arges zu wittern etwa Lust hätten, das Heil dieser Lehre kennen zu lernen? Wer atheistische Behauptungen vorbringt, kann ja nicht anders als Widerlegung erwarten, und er mag sich, ist er nur ein argloser Zweifler, mit Ruhe darauf gefaßt machen, da es nur auf ruhige Abwägung der Gründe ankommt, und Heftigkeit die Blöße mehr aufdeckt als versteckt. Warum empört sich aber gewöhnlich jedermann gegen Atheismus? Weil dieser anmaßend das allgemeine, tiefe Gefühl der Wahrheit vernichten will, das im Glauben an Gott liegt, und sich eine Wissenschaft in diesen Dingen beimißt, die er nicht hat noch haben kann. Wer dagegen atheistische Behauptungen widerlegt, wie Jakobi dies in seiner vorhin berührten Schrift gethan hat, obgleich ihm Sch. als ein geübter scholastischer Kunstfechter durchaus dieses nicht gelten lassen will, der macht sich verdient um alle, die Glauben an Gott haben und sich in demselben wohlbefinden.

Die meisten bisherigen Philosophen, auch andre denkende und fühlende Menschen dachten sich

unter Gott ein ganz geistiges Wesen, und in demselben alle Vollkommenheiten, der Ewigkeit des Daseins, der Macht, Güte, Weisheit, Allwissenheit u. s. w. vereinigt, sie dachten es sich als ein Wesen, das im höchsten Sinne Bewußtsein seiner selbst, Persönlichkeit und Willenskraft habe, das in der Vollkommenheit seiner Eigenschaften weder zu- noch abnehmen könne, das auf keine Weise, damit jede Unvollkommenheit von ihm entfernt werde, von der sichtbaren, sinnlichen Welt abhange, und nur in so weit mit der (unserm Sinne erscheinenden) Materie in Verbindung stehe, als es dieselbe mit freier Schöpferkraft und allmächtigem Willen beherrscht. Sie dachten sich also unter Gott weder das Weltall (oder Universum), noch das Weltall als einen Körper oder Bestandtheil (Attribut) Gottes. So dachte es sich auch der unsterbliche Kant, der bei seinem bekannten tiefen Blick in die Philosophie sich sorgfältig vor der unnützen Mühe hütete, an dieser längsteingeführten, wohlbekannten und wahrhaft unabänderlichen Idee von dem Wesen Gottes im geringsten zu künsteln. Das ist auch der Begriff, den die erleuchtetsten christlichen Gottesgelehrten nach den Urkunden der heiligen Schrift und alle selbstdenkende Christen mit diesem Wesen von jeher verbanden. Und diesen Begriff, diese Idee vertheidigt mit Recht auch Jakobi.

Kant sagt (Krit. d. r. V. S. 659.): „Unter dem Begriffe von Gott ist man zu verstehen gewohnt nicht etwa blos eine blind wirkende ewige Natur, als die Wurzel der Dinge, sondern ein höchstes Wesen, das durch Verstand und Freiheit der Urheber der Dinge sein soll, und dieser Begriff allein interessirt uns ꝛc." Solche und ähnliche Aeußerungen, wie sie in Kants Schriften häufig genug vorkommen, bewähren es hinreichend, wie man nie dazu kommen konnte, ihn des Atheismus oder Pantheismus zu beschuldigen. Grade diesen allgemein angenommenen Begriff, woran Kant durchaus nicht änderte, läßt weder Fichte noch Schelling gelten. Bei Fichte ist die lebendige und wirkende moralische Ordnung selbst Gott, ein Gott ohne eignes persönliches Sein und Bewußtsein, kein von der Welt und den Menschen unterschiedenes Wesen, (ein collectivum, abstractum, das nirgends ist.) „Gott Bewußtsein (heißt es in seinem phil. Journal 1798) und jenen nur höhern Grad desselben, den wir Persönlichkeit (in sich sein und von sich selbst wissen) oder Vernunft nennen, ihm, mit Einem Worte, eignes oder Selbstsein, ein Wissen und Wollen zuschreiben, heißt ihn zu einem endlichen Wesen machen; denn Bewußtsein und Persönlichkeit sind an Beschränkung und Endlichkeit gebunden. Der Begriff von Gott als einem besondern Wesen, oder nach Kants Ausdruck, eines lebendigen Got-

tes, dem die Vollkommenheit des Selbstbewußtseins, also Persönlichkeit im höchsten Grade zukommen muß, ist unmöglich und widersprechend; und es ist erlaubt, dies aufrichtig zu sagen, und das Schulgeschwätz niederzuschlagen rc."

Wie kann man klärer aber auch absprechender Atheismus lehren, als Fichte in diesen Worten that, obgleich er sich bekanntlich gegen die Beschuldigung desselben vertheidigt hat? Denn wer keinen Gott als ein besonderes, persönliches, seiner selbst bewußtes, lebendiges Wesen annimmt, ja diesen Begriff unmöglich und widersprechend findet, der hat in Wahrheit keinen Gott, wenn er demselben auch allerlei fremde Begriffe unterschiebt. Von diesen neu ausgedachten Begriffen aber unter dem Titel: Gott — wollen alle die nichts wissen, die von Herzen an einen lebendigen, persönlichen Gott glauben, und schon durch ihr Herz darüber mitzureden berechtiget sind.

Wir erwägen jetzt näher, was uns die All-Einheitslehre oder Naturphilosophie unter dem bloßen Worte: Gott — gibt. Sie behauptet ohne weiteres: „Ueber der Natur ist nichts, und sie allein ist; die Philosophie müsse mit der Voraussetzung beginnen, daß nur Eins sei und außer diesem Einen nichts; und könne sie diese Voraussetzung nicht wahr machen, so müsse sie sich selbst aufgeben." Durch diese Philosophie soll also die Natur von einem übernatürlichen Grunde, die

Welt von einer Ursache außer und über ihr befreiet, und der Natur allein Selbstständigkeit gegeben werden.

Es wird nöthig sein, einige Stellen aus der Schellingschen Verantwortungsschrift gegen Jakobi näher zu beleuchten, aus welcher, da sie die Beschuldigung des Atheismus abweisen soll, klar hervorgehen muß, ob Schelling einen Gott, und was für einen er annimmt. Zuvörderst ist er ganz gegen die allgemein gewordene Ueberzeugung, daß ein Glaube an Gott, nicht aber ein Wissen von seinem Wesen und seinem Verhältniß zu der Welt statt finde. S. 64.: „Noch ist die Wirklichkeit eines solchen Wesens und sein Verhältniß zu der Welt Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung." S. 65.: „Es ist Angelegenheit der Menschheit, daß jener Glaube, der bis jetzt blos Glaube war, sich in wissentschaftliche Erkenntniß verkläre."

Nimmermehr wird er das. Nur (reine und angewandte) Logik und Mathematik sind wissenschaftliche Erkenntnisse und werden es ewig bleiben. Erstere, weil sie die nothwendigen Formen oder Gesetze alles vernünftigen Denkens enthält, letztere, weil sie ihre Wahrheiten nach den ursprünglichen, unabänderlichen Formen der sinnlichen Anschauung in Zeit und Raum lehrt. Das dritte, das diesen beiden wahrhaften Wissenschaften an Gewißheit gleich gesetzt werden kann, wenn es

gleich nicht Wissenschaft genannt wird, ist die Anschauung der Welt außer und in mir, oder die unmittelbare Wahrnehmung der Gegenstände des äußern Sinnes und meiner Gedanken, die Erfahrung. Dieses Bewußtsein, das ich von der angeschauten Welt und von meinen bloßen Gedanken habe, unterscheidet sich in jedem Augenblick unmittelbar und kenntlich genug im gesunden Zustande des denkenden Gemüths, so viel auch der mißverstandene Idealismus (die in Scheinlehre verwandelte Erscheinungslehre) mancher Philosophen daran hat verwirren wollen. Logik, Mathematik und Erfahrung sind die allein möglichen Gegenstände des Wissens im höchsten Sinne. Der Kreis desselben ist hiemit völlig ausgemessen, und in keines von allen dreien gehört die von Schelling vorgegebene wissenschaftliche Erkenntniß vom höchsten Wesen. Wohl aber ist es oft genug versucht worden, die höchste Idee der (praktischen) Vernunft von Gott und seinem Verhältniß zu der Welt aus und mit den blos logischen Gesetzen des Denkvermögens, die doch gar keinen Inhalt haben, zu einer wissenschaftlichen Erkenntniß zu erheben. In diesen Fehler ist durchgängig die Philosophie vor Kant gefallen, und eben darin gerieth auch Schelling, als er die von Kant der philosophischen Erkenntniß, dem Wissen, für uns und alle nachfolgende Zeiten unumstößlich festgesetzten Gränzen mit seinen Einbildungen und lo-

gischen Formeln kühn übersprang. Kant sagt von diesen Gränzen (Krit. d. r. V. in der Vorrede): „Widerlegt zu werden ist hier keine Gefahr, wohl aber nicht verstanden zu werden.“ Er hätte hinzusetzen können, es werde für die Zukunft doch immer jene Gefahr bleiben, daß stolze Anmaßungen, neue Systeme (wissenschaftliche Gebäude) von Theologie zu erfinden und neue Wissenschaften von Gott zu lehren, diese so scharf festgesetzte Gränze überschreiten würden. Anstatt dem Rathe Kants zu folgen, die Gränzen des Wissens ja nicht zu übersehen, anstatt das Feld des vernünftigen Glaubens an Gott, der Religion und Sittenlehre, der Gefühle und Ideen des Menschen desto fleißiger zu bearbeiten, wo noch genug, vielleicht aber nicht mit so großem Ruhme, zu thun war, lehrte Fichte auf dem Wege seines Idealismus, es sei kein Gott und der Begriff eines lebendigen Gottes sei unmöglich und widersprechend. Und Schelling lehrte uns auf dem Wege seines Materialismus eine neue vorgebliche Wissenschaft vom göttlichen Wesen, die am Ende auf dasselbe hinausläuft. Beider scheinbare Wissenschaft, die den Glauben verschmähte, führte also auf Nichts. *)

*) Ich habe alle Achtung für den tiefdenkenden Geist und die Verdienste Fichte's, so wie für den religiösen Sinn, den er auf mannigfaltige Art an den Tag legte. Was er aber verehren zu müssen glaub-

Wie es immer den dogmatischen (als ausgemacht behauptenden) Philosophen ging, wenn sie

---

te, das vernichtete er auf der andern Seite durch die Vorstellungen, die er in seinem übrigens scharfsinnigen idealistischen Lehrgebäude von Gott gab. Was Kant am stärksten abzuwehren suchte, den unzulässigen Dogmatismus in übersinnlichen Dingen, das führte Fichte von neuem wieder ein. Dabei veränderte er mehrmals seine Hauptideen von Gott. Zuerst redete er vom Ich und Nichtich, und in dem Ich war das einzige Reale, der Anfang der ganzen Welt, welche von diesem hervorgebracht wurde, so daß kein Platz für die Idee eines von der Welt verschiedenen Gottes übrig blieb. Dann wurde die moralische Weltordnung (in seiner Moraltheologie) zum Gott erhoben. Diesem sogenannten Gott näherte sich der Mensch, indem er seine Pflicht zu erfüllen strebt. Zuletzt ging Fichte nicht mehr von der dem Ich zum Grunde liegenden absoluten Thätigkeit, die früherhin nach seinen Behauptungen das einzige Reale sein sollte, sondern von einem absoluten göttlichen Sein, dem nunmehr einzigen Realen aus. Nun war ihm Gott das einzige Sein und Leben, und es konnte weder in noch außer ihm irgend ein Sein entstehen. So wurde denn die Welt, mit ihr auch unser menschliches Wissen von Gott in das göttliche Sein verschlungen, und es führte sein so anmaßender zur höchsten Stufe gesteigerter dogmatischer Idealismus endlich doch wieder zum Pantheismus (Gott

mehr Wissenschaft von Gott vorbrachten, als vernünftigerweise ein Sterblicher haben kann, daß sie die leere Logik zum Hebel ihrer künstlich ausgesonnenen Begriffe mißbrauchten, und nur ein logisches Spiel mit denselben trieben, um ihnen ein wissenschaftliches Ansehen zu geben; so geht es auch Schelling mit seiner vorgeblichen Wissenschaft von Gott. Man höre (S. 78.): „Das Tiefste und Verborgenste in Gott ist doch wohl

---

ist Alles und Alles ist Gott,) gegen welche beide der gesunde Verstand des Menschen bei allem täuschenden Schein sich stets sträuben wird. Denn hier versteigt sich die Philosophie bis zu Dingen, über welche sie nichts mehr auszumachen hat. —

Möchte doch der in so vieler Absicht treffliche Fichte die Idee von Gott, die sein Herz verehrte, und die ewig nichts anders als ein Gegenstand des Glaubens und der Verehrung bleiben wird, gänzlich aus dem Kreise seiner idealischen Spekulationen hinweg, und lieber in diesen die Persönlichkeit oder Nichtpersönlichkeit Gottes ganz unberührt gelassen haben und seinem Herzen gefolgt sein, das ihn zur Verehrung des unbekannten Gottes so mächtig aufforderte, den er in seinen Spekulationen nirgends sicher finden konnte! Sollte nicht wie bei andern der gar zu mächtige Reiz der Spekulation an seinem sich selbst übersteigenden die Idee von Gott endlich vernichtenden Idealismus Schuld gewesen sein? —

das, was die Philosophen die Aseität nennen. Diese ist das Unnahbare in ihm, was Liebe und Güte verhüllt. Ist nun wohl diese Aseität Gott selbst, Gott im eminenten Verstand? Wie sollte sie, da alle tieferen Denker darin einstimmig sind, daß sie für sich (unentwickelt) nicht weiter führe, als zum Begriff einer Spinozaischen Substanz? — Oder ist diese Aseität schon Bewußtheit, also der bewußte Gott? Kann sich etwa Hr. Jakobi eine Aseität mit Bewußtsein denken? — Wie wenig hat er in diese heilige Tiefe geblickt!" —

Welche Sprache! Glaubt man nicht einen Scholastiker aus dem zwölften, oder einen Theologen, wie Quenstädt oder Hülsemann aus dem siebzehnten Jahrhundert zu hören? Was ist Aseität, (a se — von sich selbst sein,) welche das Tiefste in Gott sein soll? — Ob sie Gott selbst, schon Bewußtheit oder der bewußte Gott sei, oder ob man eine Aseität nicht mit Bewußtsein denken müsse, wer in aller Welt kann, ist anders nur Sinn in diesen Worten, davon Nachricht geben? Schelling aber gebehrdet sich mit seinen luftigen, logischen Gebilden, als ob er das göttliche Wesen von einem Ende bis zum andern ausgemessen, und beinahe allein in diese von ihm sogenannte heilige Tiefe geblickt habe.

Woher kommt nun dieser Schein, diese Täuschung? — Es ist ein alter Begriff bei denen,

die an einen wahrhaften, lebendigen Gott glauben, daß er als Weltenschöpfer seinen Ursprung nicht von einem andern Wesen haben könne, sondern von Ewigkeit sein müsse. Dies ist ein nothwendiger Schluß, wenn man einmal angenommen hat, daß die Welt mit ihrer Ordnung und Herrlichkeit sich nicht selbst gemacht habe, sondern im höchsten Wesen den Grund ihres Daseins haben müsse. Aus diesem Begriffe „von Ewigkeit sein“ haben die Scholastiker den Begriff und das (barbarische) Wort Aseität gebildet und willkührlich alsdann hineingelegt, was sie dabei denken wollten, worauf sie dann wieder analytisch (auflösend) allerlei Schlüsse aus diesem Begriffe zogen. Ein altes wohlbekanntes logisches Spiel mit Worten und Begriffen, dessen trüglichen Schein niemand besser aufgedeckt hat als Kant. Es ist aber ausgemacht, wenn die Alten von der Aseität Gottes redeten, daß sie sich ein Wesen mit Bewußtsein, Verstand und Freiheit darunter dachten. Aus den Worten Schellings hingegen sieht man, daß er unter der Aseität das Bewußtsein nicht mitbegriffen haben will, folglich hierin den Alten ganz widerspricht, und daß er der bekannten todten Materie oder der Spinozischen Substanz die Aseität beilegt. Hieraus ist denn die Willkührlichkeit der Begriffe und das logische Spiel mit ihnen ersichtlich, welches nur hinter die scholastische Spitzfindigkeit und anscheinende Tiefe versteckt wird.

Nicht zu gedenken, daß es an sich schon sinnlos ist, von Gründen und Ursachen, die nur auf sinnliche und menschliche Verhältnisse passen, in dem Wesen und in den Eigenschaften Gottes zu reden. Diese gelehrt scheinende Spitzfindigkeit, die mit rednerischen Ergüssen in Schellings Schriften seltsam abwechselt, ist ihm darum von seinen Gegnern oft zum Vorwurf gemacht worden, weil es nur verwirrt und beides zum Ernst und zur Tiefe eines philosophischen Lehrgebäudes sich nicht schickt, dergleichen doch Schelling eins aufstellen wollte. Wenn aber Jakobi in diese hier angedeutete heilige Tiefe, in diese aus logischen Formeln erfundene und künstlich zusammengesetzte Aseität Gottes hineinzublicken nicht vermag; so werden in Deutschland vermuthlich nicht hundert Menschen diesen wissenschaftlich erfundenen Gott, der noch dazu der allein wahre sein soll, begreifen, und wir übrigen, die wir nur am gesunden Menschenverstande Theil zu haben vermeinen, und nach ihm einen Gott glauben, werden wohl in Gott nur einen Götzen verehren —?

Weiterhin lehrt Schelling, wie sich Gott, etwa wie ein organisches Wesen, entwickelt, wie aus dem Unvollkommnern das Vollkommnere, aus der Natur ein Gott, aus Gott eine Natur wird, und beide sich wundersam mit einander verbinden oder gar in einander verwandeln, damit doch ja „nur Eins sei", und eine All-Einheitslehre ge-

schaffen werde. Mehrere auffallende Stellen von der Art mögen hier hintereinander folgen: S. 79. „Es gibt solche Philosophen, und deren sind nicht wenige noch unbedeutende", (worunter Sch. wohl nur sich und seine Anhänger versteht,) „die das Vollkommnere aus seinem eignen Unvollkommneren sich erheben lassen. Darin nun liegt nichts Widersinniges. Denn so sehen wir täglich, daß aus einem Unwissenden durch Bildung und Entwicklung ein Wissender werde, der Mann sich aus sich selber als Jüngling, der Jüngling sich aus sich selber als Knaben, und dieser wieder aus sich selber als Kind, welches doch lauter unvollkommnere Zustände sind, emporarbeite. Nicht zu erwähnen, daß die Natur selber sich von geringern und verworrenern Geschöpfen allmälig zu vollkommnern und gebildetern erhoben hat." S. 80. „Die Frage ist, ob es als das Allervollkommenste zuerst war, welches schwer zu glauben ist aus vielen Gründen, aber schon aus dem ganz einfältigen, weil es im wirklichen Besitz der allerhöchsten Vollkommenheit keinen Grund zur Schöpfung und Hervorbringung so vieler Dinge hatte, durch die es, unfähig eine höhere Stufe von Vollkommenheit zu erlangen, nur weniger vollkommen werden konnte." — S. 85. „Was der Anfang einer Intelligenz" (es ist die göttliche gemeinet) „in ihr selber ist, kann nicht wieder intelligent sein, indem sonst keine Unterscheidung wäre; es kann aber auch nicht

schlechthin nichtintelligent seyn, eben weil es die Möglichkeit einer Intelligenz ist. Also wird es ein Mittleres sein, d. i. es wird mit Weisheit wirken, aber gleichsam mit einer eingebornen, instinktartigen, blinden, noch nicht bewußten Weisheit, so wie wir oft Begeisterte wirken sehen, die Sprüche reden voll Verstand, reden sie aber nicht mit Besinnung, sondern wie durch Eingebung." — S. 86. „Die Idioten werden ganz entrüstet, wenn sie merken, daß die Wissenden ein nichtintelligentes Prinzip, und zwar als das Unterste und Tiefste [der Intelligenz annehmen, und voll Verdruß, daß sie mit ihrem aufgeklärten Gott nirgends bei der Wirklichkeit ankommen und nicht ein Wort vorbringen können, wenn gefragt wird, wie doch aus einer so ganz klaren und durchsichtigen Intelligenz ein so sonderbar verworrenes (wenn gleich in Ordnung gebrachtes) Ganzes, wie die Welt, habe entstehen können." — S. 87. „Es hätten ihn" (Jakobi) „längst näher liegende Fragen beunruhigen müssen, z. B. wie es doch komme, daß das Alte Testament vor dem Neuen hergegangen, da das Geistigste nach seiner Meinung überall das Erste ist, warum Gott sich weit früher in jenem als ein zorniger und eifriger Gott — mehr verborgen als geoffenbart, und überhaupt mehr physische Eigenschaften gezeigt, seine höchsten geistigen Eigenschaften aber erst vor noch nicht

2000 Jahren dem Menschengeschlecht ausdrücklich zu offenbaren für gut gefunden habe."

Weiterhin behauptet er eine Unvertilglichkeit des Naturalismus und Theismus, eine nothwendige Verknüpfung beider, S. 90. „derjenigen nicht unähnlich, die zwischen Leib und Seele, allgemein aber zwischen Niederem und Höherem stattfinde." — Er verstehe „unter Naturalismus nicht irgend ein auf die äußere Natur sich beziehendes System, sondern ein System, welches eine Natur in Gott behaupte. Ohne dieses sei kein System möglich, welches Bewußtsein, Intelligenz und freien Willen in Gott behauptet, daß also Naturalismus die Grundlage, das nothwendig Vorausgehende des Theismus sei." — S. 95. „Gott macht sich (in der Schöpfung) zugleich zum Grunde seiner selbst, da er nur in so fern, als er diesen Theil seines Wesens (den nichtintelligenten) dem höhern unterordnet, mit diesem frei von der Welt lebt, wie der Mensch erst dadurch wahrhaft zur Intelligenz, zum sittlichen Wesen sich verklärt, daß er den irrationalen Theil seines Wesens dem höhern unterwirft." — S. 97. „Dem Unendlichen widerstehet das Dasein, man muß eine wahre Endlichkeit, etwas Negatives in Gott setzen. So lange der Gott des modernen Theismus das einfache, rein wesenhaft sein sollende, in der That aber wesenlose Wesen bleibt, das er in allen neuern Systemen ist; so lange nicht in

Gott eine wirkliche Zweiheit erkannt, und der bejahenden, ausbreitenden Kraft eine einschränkende, verneinende entgegengesetzt wird; so lange wird die Leugnung eines persönlichen Gottes — wissenschaftliche Aufrichtigkeit sein." — S. 98. „Es ist nicht individuell, sondern allgemein und an sich unmöglich, ein Wesen mit Bewußtsein zu denken, das durch keine verneinende Kraft in ihm selber in die Enge gebracht worden, — so allgemein und an sich unmöglich, als einen Kreis ohne Mittelpunkt zu denken. — Warum stellt sich denn H. Jakobi, als müßte Er — Er allein noch die Persönlichkeit Gottes halten, er, der grade dasjenige in Gott leugnet, wodurch allein Persönlichkeit möglich ist, und dessen Gott grade ein ganz subjektloses Wesen sein muß?" — S. 99. „Die Naturphilosophie lehrt die absolute Identität des Unendlichen und Endlichen." — S. 107. „Daß der Rauch nicht aus der Flamme, sondern aus dem Rauche Flamme und Licht entstehe, ist des ächten Künstlers Art, — ist auch Gottes Art." — S. 113. „Eben dieses Dasein Gottes, als persönlichen Wesens ist Gegenstand, recht eigentlich der Wissenschaft, und nicht nur überhaupt, sondern ihr höchster, letzter Gegenstand, das Ziel ihres Strebens, nach dem sie zu allen Zeiten gerungen hat, und das sie grade zu der Zeit erreicht, da H. Jakobi noch einmal es vor ihren Augen hinwegreißen will, — und durch eben die-

jenige Philosophie, welche der nämliche gute Mann — des Atheismus beschuldigt.“ —

Bemerkungen zu diesen Schellingschen Behauptungen von Gott.

Wie anmaßend ist in der zuletzt angeführten Stelle die Behauptung Schellings, die Wissenschaft vom Dasein Gottes als eines persönlichen Wesens sei erst durch seine Naturphilosophie wirklich erreicht worden. Man zeige mir einen Philosophen, der in solcher Rede von diesem Theil seines philosophischen Wissens gesprochen hätte, wenn nemlich vom Urheber der Natur und seinem Wesen die Rede war! Wahre Denker, wenn sie an die Betrachtung des Wesens Gottes kamen, schämten sich nicht ihre Unwissenheit zu bekennen, lehrten, wie man bei dem Mangel an eigentlicher Wissenschaft vom göttlichen Wesen sich dennoch dasselbe schicklich vorstellen könne, schärften aber dabei den Glauben an Gott ein. Das genügt Sch. nicht, er behauptet eine Wissenschaft, d. h. ein auf strengen Beweisen beruhendes Lehrgebäude seiner materialistischen Gotteslehre erbaut zu haben, und es wird Jakobi nicht ärger von ihm Hohn gesprochen, als wenn dieser eine über Gottes Wesen mögliche, eigentlich sogenannte Wissenschaft abstreitet, und nur einen Glauben, dem es übrigens nicht an Gründen mangele, zulassen will. Sieht man aber auf die Gründe, die Sch. für sein

neues Lehrgebäude vorbringt, so ist es überall finster und leer auf der Tiefe. Man findet zuversichtliche Behauptungen statt der Gründe, durch Logik und Phantasie zusammengesetzte Einbildungen statt der Beweise, ein gleichsam und Gleichnisse statt schulgerechter Schlüsse, ein dreistes Absprechen, das zugleich allen andern Vorstellungen von Gott Hohn spricht, statt der sorgfältig entwickelten Erklärungen. Eine nähere Untersuchung mag diese zeigen.

1. Die bisher eingeführte Vorstellung von Gott ist die des vollkommensten Geistes, wovon jede an der Sinnenwelt wahrgenommene Unvollkommenheit, also jede körperliche Eingeschränktheit, folglich jeder Körper, er sei die Welt oder ein Theil von ihr, als entfernt gedacht wird. In diesem vollkommensten Geiste ist keine Veränderung des Wesens, weder Zunahme noch Abnahme, noch irgend ein Wechsel, wie etwa im Menschen.

Sch. läßt dagegen das höchste Wesen sich aus seinem eignen Unvollkommnern erheben oder entwickeln, als sei das eine ganz leichte und begreifliche Sache, und sagt, darin liege nichts Widersinniges. Sein Beweis dazu ist das seltsame Gleichniß von dem Menschen, der sich aus einem Kinde zum Knaben, dann zum Jünglinge und Manne emporarbeitet. — Aber was nicht widersinnig in Rücksicht eines Verhältnisses ist, paßt das schon auf jedes andre beliebige und gar unend-

lich höhere Verhältniß? Wenn von einem Tage in unsern Gegenden die Rede ist; so liegt nichts Widersinniges darin, daß wir ihm eine Länge von 24 Stunden geben, worin Finsterniß mit Licht abwechselt. Ist aber von dem langen stets hellen dreimonatlichen Tage der Grönländer die Rede, so paßt der Begriff unsers Tages nicht mehr darauf. — Wenn auch einige Verhältnisse von uns Menschen, die wir Aehnlichkeiten zwischen Gott und uns suchen, und auch dann nur uns selbst recht verstehen, nach unsern Begriffen vom höchsten Wesen auf Gott passen; so passen sie darum nicht alle. Und wir glauben mit Recht, die niedern menschlichen Verhältnisse, wie etwa die Entwicklung des Menschen vom Kinde bis zum Manne, auf Gott, unsre höchste Idee, nicht anwenden zu dürfen, um ihn nicht offenbar zum Menschen zu machen, (Anthropomorphismus), dadurch aber den wahren Begriff Gottes zu vertilgen. — Kann sich das göttliche Wesen aus seinem eignen Unvollkommnern nach Sch. Begriffen erheben; so könnten wir auch aus gleichem Grunde behaupten, es habe sich aus dem Nichts erhoben, wie der Mensch gethan hat. Man fange vom Embryo mit dem Menschen an; so ist dieser letztere doch nicht eher da, als Lebenskraft, Empfindung, Vorstellung, Bewustsein, Geist in ihm und beisammen sind. Nur das ist das wahre Dasein des Menschen. Wer wird von Menschen, die über 1000 Jahre geboren werden

sollen, behaupten, sie seien schon da? Sind sie auch etwa der todten Materie nach schon da; so sind sie doch als Menschen noch nicht da, weil ihr Leben, ihr Geist noch nicht angefangen hat zu sein. Wie der Zustand des Menschen als Embryo der unvollkommnere, der des Bewustseins und der geistigen Persönlichkeit, aber die vollkommnere genannt werden muß; so ist auch nach Sch. der Zustand des Bewustseins und der der Persönlichkeit in Gott der vollkommnere, und dieser Zustand ist also nach seiner Vorstellung einmal nicht da gewesen. Das heißt aber mit andern Worten: Gott war einmal nicht; denn Gottes Bewustsein seiner selbst und seine geistige Persönlichkeit machen seinen vollkommensten Zustand, — und einen andern kann und darf es in Gott nicht geben, — sein wahres göttliches Wesen nach den besten menschlichen Begriffen aus. — In welche Verwirrung der Begriffe aber gerathen wir bei diesem Lehrgebäude von einer Entwickelung des göttlichen Wesens aus sich selbst oder gar aus der ewigen Materie! Jakobi hatte wohl nicht Unrecht, wenn er keinen Gott darin finden konnte, und dasselbe gradezu des Atheismus beschuldigte. Ein Gott, der sich erst von innen heraus entwickelt oder von aussen her entwickeln wird, ist in Wahrheit keiner; und wer, der an einen wahren lebendigen Gott glaubt, wird einen solchen dafür nehmen?

2. Wie weit das System der Entwickelung Gottes und das logische mit Phantasie verbundene Spiel von Sch. getrieben wird, sieht man aus der oben angeführten Stelle S. 85. „Was der Anfang einer Intelligenz ist, kann nicht wieder intelligent, aber auch nicht schlechthin nichtintelligent sein" ꝛc. — Dies erinnert mich an den bekannten (anthologischen) Beweis vom Dasein Gottes aus dem Begriffe des vollkommensten Wesens, womit die åltern Logiker ein åhnliches Spiel trieben, indem sie durch ihre Schlůsse beweisen wollten, daß in dem Begriffe des vollkommensten Wesens der Begriff des Daseins (oder gar das wirkliche Dasein — etwa in ihrem Kopfe?) schon eingeschlossen sei. Bekanntlich hat Kant die Nichtigkeit dieses Wort- und Gedankenspiels gründlich genug ans Licht gezogen. Auf gleiche Weise wird hier aus dem blos wirklich angenommenen Begriffe „vom Anfang einer Intelligenz" (eines seiner selbst bewußten geistigen Wesens) geschlossen, daß der Grund davon weder eine Intelligenz, noch eine Nichtintelligenz (dies letztere heißt doch wohl Materie, denn ein drittes kennen wir nicht,) sein kőnne, welches dann ein offenbarer Widerspruch ist. Hier übersteigt die logische Auflősung (Analysirung) der Begriffe sich selbst und führt, des Bodens ermangelnd, ins Land der Tråume. Denn selbst von dem Anfang der Intelligenz (warum versteckt sich Sch. immer hinter diesem fremden,

dunkeln Worte? — warum nicht Geist? —) im Menschen haben wir wohl allerlei muthmaßende Vorstellungen, indem wir der stufenweisen Entwickelung des Verstandes von ihren ersten Anfängen zusehen, aber keine klaren Erkenntnisse, so scharf wir auch unsre Beobachtungen zu einer sichern Erfahrung anlegen. Noch weniger haben wir wissenschaftliche Begriffe davon, wie etwa von Gründen und Folgen, von Recht und Pflicht ꝛc., welche ganz allein in unsrer Vernunft liegen, und die wir kenntlich darzustellen vermögen. Wie wollten wir vom Anfang einer Intelligenz in Gott das geringste wissen können, da dieser Gegenstand eben so wenig in den Umfang unsrer Erfahrung (a posteriori), als unsers Wissens durch Vernunft (a priori) fällt? — Mit andern Worten: Wir können uns, aller logischen Bemühung ungeachtet, in den Mittelpunkt des göttlichen Wesens nicht versetzen, um von da aus seinen Inhalt, den Grund und Anfang der göttlichen Intelligenz (den Ursprung seiner göttlichen Kräfte) zu erforschen und zu wissen, wie man sich etwa in den Mittelpunkt eines Kreises versetzt und von da aus den Umfang desselben und das in demselben beschriebene regelmäßige Sechseck betrachtet und diese Betrachtungen nach und nach zum Wissen erhebt. — Dennoch fährt Sch. auf den Fittigen seiner Logik getrost fort: „Also — (wenn der Anfang einer Intelligenz weder intelligent noch nichtintelli-

gent nicht geistig, nicht materiell, sein kann,) also wird es ein Mittleres sein, d. i. es wird mit Weisheit wirken" ꝛc. — Welch ein Also, welch ein Schluß! Da er den Ursprung der göttlichen Intelligenz weder aus ihr selbst noch aus der Materie erklären kann; (das können wir andre Sterbliche auch nicht,) so folget dennoch der seltsame Schluß: „Also wird es ein Mittleres sein, d. i. mit Weisheit wirken" ꝛc. — Wie? kommt nun die Weisheit, die sich hier auf einmal, man weis nicht wie? — sehen läßt, mitten zwischen den Geist und die Materie zu stehen? Bisher sahen alle denkende Menschen die Weisheit als eine Eigenschaft (Attribut) eines denkenden, geistigen Wesens an. Aber es soll nun einmal von Sch. der Anfang der göttlichen Intelligenz, als sei der denkbar und möglich, erklärt werden, da wird denn, anders lassen sich seine Worte nicht wohl verstehen, ein künstlich ausgedachter geistiger und materieller, der Welt bisher unbekannter, Urstoff zu Hülfe genommen, woraus dann weiter die Weisheit abgeleitet wird, die etwa zur Schöpfung, vielleicht auch Anordnung der Welt, nöthig war. Und wie seltsam wird diese Weisheit beschrieben: „gleichsam mit einer eingebornen, instinktartigen, blinden, noch nicht bewußten Weisheit, so wie wir oft Begeisterte wirken sehen" ꝛc. Man traut kaum seinen Augen, wenn man dieses lieset, und sich überzeugt halten muß, daß diese Worte vom göttlichen Wesen han-

deln sollen. Wie aber kommt das Wort gleichsam mitten in einen philosophischen Beweis, der das Wissen von Gott darthun soll? Und eine blinde Weisheit in Gott! Welche Begriffe und Widersprüche! Wie weit sind wir hier noch (risum teneatis, amici!) vom Unsinn entfernt? Gibt nicht Sch. durch das Wort gleichsam unwillkürlich zu erkennen, daß er hier von aller Erfahrung und allen gesunden Vernunftbegriffen verlassen, sogar von schicklichen Gleichnissen entblößt auf einen unsichern Boden tritt, und daß nur eine mißbrauchte Logik und Phatasie dies luftige Gebäude noch zusammenhalten?

Es geht aus dieser hier beleuchteten Stelle klar hervor, daß nach Sch. Lehren Gott sein Selbstbewußtsein, seine Persönlichkeit, seine Weisheit ꝛc. nicht von Ewigkeit gehabt, sondern nur nach und nach durch Entwickelung aus und in der ewigen Materie, oder doch nur in Verbindung mit ihr empfangen, sich also wie jedes andre sinnliche in die Schranken der Zeit und des Raums eingeschlossene Wesen aus dem rohen Urstoff zu Gott entwickelt habe. Denn Sch. redet ausdrücklich „von einer eingebornen, instinktartigen, blinden, noch nicht bewußten Weisheit", er läßt also Gott werden, wie ein Mensch wird, und wie in diesem aus dem Gemenge roher Empfindungen und Vorstellungen sich allmälich deutliche Begriffe mit völligem Selbstbewußtsein entwickeln. Das Ungeheu-

re, das Unbegreifliche in einem **Werden** Gottes, wornach man hier billig fragt, wird von Sch., als sei es eine Kleinigkeit, mit leichtem Fuß übersprungen. Das Wort **Materie** vermeidet er sorgfältig, und nennt es die **verneineude** Kraft, sagt aber S. 98. „daß ohne Verbindung mit dieser ein Wesen mit Bewußtsein unmöglich zu denken sei, und daß es von dieser nothwendig in die Enge gebracht werden müsse." — Ganz recht hat Sch., so lange vom Menschen die Rede ist, der nicht anders als an die sinnlichen Schranken der Zeit und des Raums gefesselt und in einer nothwendigen Verbindung mit der Materie gedacht, und dessen geistige Entwickelung zum deutlichsten Bewustsein seiner selbst oder seiner Persönlichkeit sogar nicht anders als in diesen sinnlichen Verhältnissen sich bewegend vorgestellt werden kann. Aber mit welchem Rechte wird dieses ganz sinnliche Verhältniß des Menschen auf das höchste Geistige, auf Gott, den wir uns als die erste und alleinige nichtsinnliche Ursache der Welt und ihrer Ordnung denken, angewandt, und so angewandt, als sei es anders zu denken nicht möglich? Wie könnten die Schranken menschlicher Erkenntniß von göttlichen Dingen wohl ärger übersprungen werden, als hier geschieht? Eben deswegen werden solche Behauptungen so lange für grundlose Erdichtungen gehalten werden, bis Sch. nachweiset, er habe darüber persönliche göttliche Offenbarungen empfangen.

3. Von den tiefsten göttlichen Dingen dürfen wir nur ahnen und glauben, aber nicht behaupten und wissen wollen. Klingt es auch sehr erbaulich, wenn Hamann sagt, die Schöpfung sei ein Werk der größten Demuth, so ist dies doch nichts mehr als eine bloße (subjective) Meinung. Denn Demuth ist nur eine Tugend des Menschen unter den Menschen, oder in Beziehung auf Gott, das Urbild aller Vollkommenheit. Gott aber hat weder seines Gleichen noch einen höheren über sich, und es passet also im strengen Verstande die Demuth auf Gott nicht. Weit gewagter und grundloser aber ist die Behauptung Sch., „das vollkommenste Wesen habe im Besitz der höchsten Vollkommenheit keinen Grund zur Schöpfung gehabt, weil es dadurch nur weniger vollkommen habe werden können."

Mit dem durch (Logik und praktische) Vernunft geförderten Begriffe des vollkommensten Wesens haben wir Ursache genug sehr behutsam umzugehen, um uns nicht in luftige Behauptungen zu verlieren. Sch. spricht aber fast überall davon, als befinde er sich im Mittelpunkt des (realen, objektiven) vollkommensten Wesens, und könne von da aus unfehlbar ermessen, dieses Wesen habe durch die Schöpfung nicht anders als unvollkommner werden können. Der Grund solcher Behauptungen ist vermuthlich kein anderer, als weil Sch. des alten, bisher allgemein einge-

führten Begriffes von Gott überdrüssig, und in dem Vorsatz einen neuen mächtigen philosophischen Bau von Gotteswissenschaft aufzuführen keinen andern, wiewohl nicht ganz unbetretenen, Weg dazu fand, als der Materie die Ewigkeit zu verleihen, und daraus das höchste Wesen hervorgehen zu lassen, wie die Pflanze aus dem Boden, welches allerdings etwas Neues war. Denn vermuthlich hat noch kein Philosoph dies in Ernst behauptet. Es war aber dann, wenn aus der Materie das höchste geistige Wesen hervorging, keine solche Schöpfung nöthig, wie die Gläubigen annehmen. Wurde Gott so, dann wurden ja alle andre Wesen noch viel leichter, was sie sind, aus der ewigen Materie. — Wie oft hat der Reiz, über unbegreifliche, unerreichbare Dinge etwas Neues zu sagen, neuklingende Lehrgebäude hervorgebracht! Wir sind mit den meisten Denkern und Gläubigen der Ueberzeugung, daß die Welt ihren Grund ihres Daseins in dem von Ewigkeit lebendigen Gott, dem vollkommensten geistigen Wesen habe, wagen aber nicht, darüber etwas vorzubringen, wann und wie Gott die Welt erschaffen, weil dieses weit über unsre Erkenntniß hinausreicht; noch weniger, daß er durch die Schöpfung an Vollkommenheit habe einbüßen müssen. Vielmehr glauben wir, daß die gränzenlose Welt ein Abdruck des unendlichen Gottes sei, und ihre Schöpfung seine Vollkommenheit um nichts verändert habe.

4. Der Boden, woraus die Naturphilosophie, insbesondre ihr Begriff von Gott entsprossen, ist kein andrer als der bekannte alte Materialismus, der långst viele Philosophen beschåftiget hat, die lieber mit dem Handgreiflichen, der Materie, als mit dem Geistigen zu thun haben wollten, und jene eher als dieses, oder doch mit diesem zugleich setzen zu müssen glaubten. Ganz unverholen sagt Schelling: „Die Wissenden" (d. i. die Naturphilosophen) nehmen ein nichtintelligentes Prinzip und zwar als das Unterste und Tiefste der Intelligenz", (welches dem Obigen S. 85 widerspricht, wo es hieß, „daß der Anfang einer Intelligenz nicht wieder intelligent, aber auch nicht schlechthin nichtintelligent sein kônne,) und er nennt alle diejenigen (sehr bescheiden!) „Idioten," (Unwissende,) die mit Jakobi das vollkommenste geistige Wesen als das Erste setzen, und von demselben den Ursprung der Welt ableiten, doch ohne etwas Nåheres darüber bestimmen zu wollen. Er nennt diesen Gott mit bitterm Spotte „ihren aufgeklårten Gott", und meint, „man komme mit ihm nirgends bei der Wirklichkeit an." S. 86 — So werden denn die Selbstdenkenden unter den Christen sammt ihrem Oberhaupte, (das uns lehrte: Gott ist Geist,) weil sie den Glauben an einen persônlichen, seiner selbst bewußten, vollkommnen, geistigen, von der Materie gånzlich geschiedenen, und diese nur beherrschenden

Gott lehren und festhalten, den auch Jakobi nach dem gesunden Menschenverstande und der Bibel vertheidigt, sammt und sonders in die Klasse der Idioten verwiesen. Und diese Ehre widerfährt ihnen darum, weil sie von dem Wissen von einem Gott, der nach Sch. Lehre sich aus der Materie entwickelt, nichts wissen wollen.

Um aber Sch. hiebei nicht Unrecht zu thun, wenn er des Materialismus beschuldigt wird, gebührt es sich, dem Sinn seiner Ausdrücke näher nachzuforschen. Er behauptet, „ein nichtintelligentes Prinzip sei das Unterste und Tiefste der Intelligenz.“ Was ist ein nicht intelligentes Prinzip? — Was kann es anders sein, als die bekannte leblose Materie, womit wir täglich umgehen und worin wir wohnen? Warum nennt er es aber wohl nicht mit diesem bekannten alten Namen? — Soll Gott nun einmal nach dieser Lehre entstanden sein, und zwar nicht aus einem blos geistigen Stoffe, so mußte er doch wohl aus dem Nichts oder der Materie entstehen. Das Nichts ist es aber auch nach Sch. nicht, es muß also die Materie sein, weil wir Menschen nichts weiter kennen. Die leblose Materie (das Chaos der Alten) ist also das wundersame Wesen, in dessen Schooße nicht allein alles Leben, Pflanzen, Thiere, Menschen erzeugt werden, sondern das auch das höchste geistige Wesen, den legendigen Gott gebiert, der sich hernach wieder mit ihr vermählt und die

Welt ordnet. Dies sagt Sch. nicht gradezu, sondern in versteckenden, allgemeinen (abstrakten) Ausdrücken; er behauptet eine „nothwendige Verknüpfung des Naturalismus und Theimus, derjenigen nicht unähnlich, die zwischen Leib und Seele statt findet." Was heißt dies anders, als Gott und Materie sind nothwendig verknüpft, und die Körperwelt macht einen wesenhaften (integrirenden) Theil des göttlichen Wesens aus? — Denn nur diesen Sinn gibt das hinzugefügte Gleichniß von Leib und Seele.

In dieser seltsamen Philosophie spielt die Materie von neuem wie vormals eine große Rolle und wird wieder zum Gegenstand des Wissens in aller Absicht (zur objektiven Erkenntniß) erhoben, wobei nichts mehr zu bedauern ist, als daß der ganze große Gewinn der kantischen kritischen Philosophie hiedurch wieder verloren gehen würde, wenn die Naturphilosophie ihre Absicht erreichte. Jene, die kritische, lehrte uns gründlich und unwiderleglich, die Materie, als Ding an sich betrachtet, und ihr letzter Grund sei uns völlig unerkennbar, und sie sei es nur (relativ) so weit, als sie von unserm Sinn angeschauet werde. Die Naturphilosophie hingegen gedenkt die alte Verwirrung in den Vorstellungen von der Materie, die der ehrwürdige Kant glücklicherweise abgethan hatte, wieder zu verewigen.

Wenn nun Sch. einerseits seinen Gott im Schooße der Materie entstehen läßt; so ist es dagegen wiederum seltsam, wenn er nach seinem System (wofern eine aus Logik und Phantasie zusammengesetzte Masse so genannt werden kann,) sagt: S. 90. „er verstehe unter Naturalismus nicht irgend ein auf die äußere Natur sich beziehendes System, sondern ein System, welches eine Natur in Gott behaupte." Das Wort Natur ist hier offenbar doppelsinnig. Denn soll es, wie es sonst gewöhnlich verstanden wird, wesenhafte Eigenschaften in Gott bedeuten, oder die Gesetze der Körperwelt, sofern sie in Gott ihren letzten Grund und Bestand haben, welches aber wohl schwerlich Sch. Sinn ist; so ist nichts dagegen einzuwenden. Wir müssen also wohl annehmen, er verstehe unter der Natur in Gott die ganze materielle oder Körperwelt, und so kommt denn der Sinn heraus, es sei diese in Gott und Gott schließe sie ein. Weil er aber diesen Sinn selbst abwehrt mit den Worten: „Ich verstehe unter Naturalismus nicht irgend ein auf die äußere Natur sich beziehendes System;" so ist hier entweder ein offenbarer Widerspruch oder ein Mißverstand des Verfassers, oder endlich eine absichtliche Verwirrung der Begriffe, um sein ohnehin durch Phantasie verbrämtes und dadurch nur so viel dunkleres Lehrgebäude aufrecht zu erhalten. Das einemal wird und entsteht Gott wie jedes thierische und Pflanzenleben im Schooße der Natur

oder Körperwelt, das andremal ist diese Natur (den Sinn versteckend sagt er eine Natur) in Gott. — Welch ein Lehrgebäude! Welch ein Gott! Es ist nicht einzusehen, wie diese Philosophie, die einen solchen Gott lehrt, den niemand versteht, so viele Anhänger hat gewinnen können, wenn es nicht in ihren seltsamen Ausschmückungen und im Reiz der Neuheit zu suchen ist. Dazu gehört, um nur eins zu nennen, der seltsame Gedanke, wie in dieser Philosophie aus dem sogenannten absoluten Seyn und Leben die Sonnen begabt mit Bewußtsein und Lebenskraft, und aus diesen die Planeten mit gleichen Eigenschaften hervorgehen. Sonnenthiere und Planetenthiere, die leben und denken, war in der That etwas Neues und Auffallendes für kurzsichtige Jünger, die das tiefere Denken und Zerlegen der Begriffe verabscheuen, und das lustigere Spiel mit Bildern vorziehen. — Wir nehmen wohl wahr, wie sich innerhalb der leblosen Materie, wie sie als solche von jeher von Philosophen und Naturforschern angesehen wurde, Leben durch Wärme und Organismus (Gliederbau) entwickelt; aber Sonnenkugeln und Planetenklumpen zu lebendigen Wesen zu machen, ist, das wenigste gesagt, ein sinnreich oder seltsam ausgesonnener Einfall, der einen Augenblick den einen oder andern belustiget, der nach solchen Dingen hascht; aber in das ernste Geschäft der Weltweisheit kann ein solcher Einfall sich nicht mischen.

5. Um die Bündigkeit seiner Lehre gegen Jakobi zu erweisen, nimmt Sch. sogar endlich seine Zuflucht zu der Bibel. Er fragt, „wie es z. B. doch komme, daß das A. T. vor dem Neuen hergegangen, da doch das Geistigste nach Jakobis Meinung überall das Erste sei; warum Gott sich weit früher in jenem als ein zorniger und eifriger Gott — mehr verborgen als geoffenbart, und überhaupt mehr physische Eigenschaften gezeigt, seine höchsten geistigen Eigenschaften aber erst vor noch nicht 2000 Jahren dem Menschengeschlecht zu offenbaren für gut gefunden habe." — Wenn es dahin gekommen ist, eine Ppilosophie mit solchen lahmen Beweisen zu unterstützen, oder eine andre damit zu widerlegen; so laßt uns so aufrichtig sein zu bekennen, es gäbe gar keine Philosophie und sie sei nur ein Hirngespinst. Doch zur nähern Betrachtung des engen Gesichtskreises, den uns Sch. hier setzen will. Nach seiner Meinung hat also der Gott, den er verkündigt, in dem Zeitraum des A. T., etwa von Moses an bis auf Christus, also in den nach der gewöhnlichen Zeitrechnung zwischen beiden liegenden 1500 Jahren, oder auch etwa von der letzten Gestaltung der Erde (von Adam) bis auf Christus an geistiger Bildung ausserordentlich zugenommen, erst da ist er von seinen physischen zu den höchsten geistigen Eigenschaften hinaufgestiegen, erst da ein rechter Gott geworden. Man fragt hier billig, wie Sch.

dieses, wovon kein denkender Schrifterklärer in der Bibel je etwas fand, so genau wissen könne, als habe er vorzugsweise persönliche Offenbarungen darüber gehabt, oder sei in den Himmel gestiegen. — Warum sich Gott weit früher im A. T. als einen zornigen und eifrigen Gott geoffenbart, oder richtiger geredet, warum Moses und die Propheten so oft von einem solchen Gott gesprochen, davou haben unsre denkenden Gottesgelehrten längst einstimmig einen weit bessern, richtigern Grund angegeben, nemlich weil das Volk noch keinen andern fassen konnte. Die Begriffe von Macht und Zorn entwickeln sich weit früher in dem Menschen, als von Weisheit und Liebe. Die Eigenschaften, die der Mensch durch sein Aeusseres offenbart, Stärke des Körpers, Tapferkeit, Zorn &c., erregen bei rohen Menschen, die die ersten Versuche des Nachdenkens machen, weit eher die Aufmerksamkeit, als die erhabensten Eigenschaften des Gemüths, Tugend und Einsicht, Weisheit und Güte. So finden wirs zufolge der bekanntesten Erfahrung und Geschichte in der Bildung der einzelnen Menschen und ganzer Völker. Und diese Begriffe, die der Mensch von sich und seinem Geschlechte hat, trägt er, so roh wie sie eben sind, auf seinen Gott über. Er macht Gott zu seines Gleichen, nur mächtiger. Die Bildung des jüdischen Volks, ohnerachtet es höhere Offenbarungen als andre Völker empfing, war

dennoch nicht anders. Und darnach richteten sich Moses und die Propheten aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie von dem Volke verstanden sein wollten. Nur der tiefer denkende, sittlich gebildete, höher stehende Mensch, wie jene ersten Lichtbringer für unser Geschlecht, die herrlichen Propheten waren, siehet in Gott die erhabenen Eigenschaften der Weisheit und Liebe, und fühlt sich zu ihrer Bewunderung und Nachahmung berufen. Moses sprach zum Volke: Du sollst nicht tödten! Und der in einer ganz andern Zeit lebende Christus: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!

Daß aber auch Moses noch ganz andre Begriffe als eines zornigen und eifrigen Gottes von ihm gehabt, daß er ihm hohe, geistige und sittliche Eigenschaften beigelegt, ihn ewig und unveränderlich in seinem Wesen genannt, oder mit andern Worten, daß Gott sich in diesen Eigenschaften geoffenbaret, daß Moses und die Propheten sich ihn so gedacht haben, und nicht, wie Sch. behauptet, im Aufsteigen zu seinen erhabenen, geistigen Eigenschaften und im Wachsthum begriffen, davon nur einige der deutlichsten Stellen zum Beweise. 2. B. Mose 3, 14 heißt es: „Ich bin, der ich bin, werde sein, der ich sein werde, das ist mein Name in Ewigkeit; so soll man mich nennen von Geschlecht zu Geschlecht. — 2. B. Mose 34, 6 Jehova ist ein barmherziger und gnädiger Gott,

langmüthig, groß an Gnade und Treue, er bewahrt seine Gnade bis ins tausendste Glied, und vergibt Sünde 2c. — 2. B. Mose 15, 11. Jehova, wer ist dir gleich, so mächtig, heilig, schrecklich, löblich und wunderthätig? — 3. B. Mose 19, 2. Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, Jehova, euer Gott. Ihr sollt ein jeglicher seinen Vater und seine Mutter ehren." — —

Unter vielen andern Stellen der Propheten deutet das 1. Kap. Jesaias auf lauter geistige und sittliche Eigenschaften Gottes, s. V. 16. Waschet, reiniget euch, entfernet die Bosheit eurer Thaten von meinen Augen 2c., lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helft dem Unterdrückten 2c. So kommt denn, und laßt uns mit einander rechten, spricht Jehoha. — Jesaia 45, 18. So spricht Jehova, der den Himmel geschaffen, der Gott, der die Erde gebildet und gemacht, der sie gegründet, sie nicht zur Einöde geschaffen, sondern zur Wohnung eingerichtet: Ich bin Jehova, es ist sonst keiner. Nicht im Verborgenen rede ich 2c. Ich Jehova rede Wahrheit, verkündige, was recht ist. — Jesaia 49, 15. Kann auch das Weib ihres Kindleins vergessen, daß es sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Doch wenn sie auch seiner vergäße, so will ich doch deiner (Israel) nicht vergessen. — Micha 6, 8. Es ist dir kund, o Mensch, was gut ist! Und was fordert Jehova von dir, als Rechtthun und Frömmigkeit, und de-

müthig wandeln vor deinem Gott? — Maleachi 2, 10. Haben wir nicht alle Einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott geschaffen? Warum handeln wir untreu einer gegen den andern? —

Angenommen, das älteste Volk der Erde habe (subjektiv) sich Gott nur in seiner Macht als einen zornigen, eifrigen Gott vorgestellt, welches sehr wohl sein mag, wie folgt daraus, daß er auch (objektiv) nur ein solcher gewesen sei? Wie folget, das er erst zu Christus Zeiten seine höchsten geistigen Eigenschaften gehabt und geoffenbaret habe? — Die Meinung Sch. ist nach dem Zusammenhange keine andre, als weil es ihm früher daran gemangelt habe. Man sieht indeß aus der zuletzt angeführten Stelle klärer als aus jeder andern, daß sein Gott sich von den niedrigsten zu den höchsten geistigen Eigenschaften entwickelt haben soll, wovon die Propheten, wie wir sehen, grade das Gegentheil zeugen, — wenn es ihm überhaupt mit diesem ganzen (objektiven) Begriffe ein Ernst ist, woran wir wenigstens zweifeln.

Daß dieser Begriff über alle Gebühr enge und so klein ist, wie ihn noch kein Philosoph aufgestellt hat, fällt in die Augen. Daß diese Erde vor ihrer letzten Gestaltung vor etwa, wie man meint, 5000 bis 6000 Jahren, daß so viele andre Welten im unermeßlichen Himmelsraume schon, wer weiß, vor wie vielen 1000 Jahren von vernünftigen, mit geistigen, sittlichen Eigenschaften

begabten Wesen bewohnt gewesen sein können, wer wird diese Möglichkeit abstreiten wollen? Diese Möglichkeit angenommen, welche, wenn man das unermeßliche Weltgebäude betrachtet, gewiß nichts Unvernünftiges in sich schließt, — (Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt itzt sich, und tausend bleiben noch zurücke. — Wenn mancher Himmel, noch von andern Sternen helle, wird seinen Lauf vollendet haben rc. Haller.) fragt sichs mit Grunde: War Gott vor 10,000, vor 50,000 Jahren u. s. w. noch ein blos mächtiger, zorniger, eifriger Gott? Oder hatten auch diese Eigenschaften in ihm noch nicht angefangen und war er etwa noch ganz in das Chaos der Materie verwickelt, so daß noch gar nichts Göttliches an ihm war? Oder war er vermuthlich noch gar nicht? — Wie wars mit den übrigen geistigen etwa dem Menschen ähnlichen Wesen im großen Weltenraum? Entwickelten sie sich zugleich mit ihm aus der Zaubermaterie in dem Zeitpunkte, da er sich entwickelte und ohne seine Hülfe? Oder gar eher als er? Oder etwa erst in einem spätern Zeitraume, nachdem er selbst seine Macht, Weisheit rc. aus der ewigen Materie entwickelt hatte, aus ihm? Und ferner, entwickelten diese geistigen Wesen in andern Welten ihre geistigen, sittlichen Eigenschaften nicht eher als in dem Zeitpunkte, da er selbst auf der Erde „seine höchsten geistigen Eigenschaften

vor noch nicht 2000 Jahren dem Menschengeschlecht ausdrücklich zu offenbaren für gut fand?" —

Wo bleiben wir hier mit dem Gotte Schellings? — Und wie viel ähnliche Fragen wären hier noch aufzustellen! Auf sie alle aber sollte uns billig Schelling antworten, weil seine Behauptungen zu jenen Fragen berechtigen. Aber wir finden hievon nichts in seiner Schrift gegen Jakobi, die doch den wahren Begriff seines Lehrgebäudes vom göttlichen Wesen klar machen soll, nichts davon in diesem Systeme, das alle vorhergehenden vernichten soll, wie der Urheber desselben nicht undeutlich zu verstehen gibt.

Sein ungeheurer Mißbrauch der Bibel geht zum Erstaunen so weit, daß er sogar in ihr, die doch überall bekanntlich nur von einem persönlichen, lebendigen, die Schöpfung beherrschenden Gott redet, seinen chaotischen, materiellen, d. i. keinen Gott finden und vorzeigen, und die Kenner der Bibel mit sehenden Augen blind machen will.

Von jeher hat alle selbstdenkende Menschen die wichtige Frage beschäftiget: Woher das Menschengeschlecht mit seinen wunderbaren geistigen Eigenschaften des Verstandes, des Willens, der Freiheit? Mit seinen Begriffen vom Recht, von der Pflicht, vom Guten? Wie erhielten sich, fragen wir noch immer, diese Eigenschaften und Begriffe durch Jahrtausende, alle einander folgende Zeu-

gungen hindurch, und in jedem einzelnen Gliede dieses Menschengeschlechts ohne Ausartung, und zwar ohne alles Zuthun unses Geschlechts? (Ich ward, nicht weil ich werden wollte; ein Etwas, das mir fremd, das nicht ich selber war ꝛc. Haller.) Wie kommts, daß die Menschen in zwei Geschlechtern, nicht in mehreren, da sind, daß die Zahl in beiden immer sich ungefähr gleich bleibt? Wie wurde die Geschlechtsliebe, wie ist sie dem Menschen angeboren? Wie fügten sich des Menschen kunstvolle Glieder von der mannigfaltigsten Art zusammen; wie ordnete sich das Weiche zum Harten, das Flüssige zum Festen? Wie wurde in dieser aus lebloser Materie entstandenen und in dieselbe zurückgehende Maschine das Leben, ja, was mehr ist, Verstand, Begriff, Gemüth, Willen und Freiheit? Diese und tausend ähnliche hiehin gehörende Fragen aufzulösen, war dem forschenden Geiste der todte Erdklumpen nicht hinreichend, er stieg darum als dazu durch Vernunft berufen zu einer Idee seiner Vernunft, zu einem Gott-Schöpfer auf, dem er, sich selbst in seinen höchsten Eigenschaften und schönsten Werken betrachtend, den höchsten Verstand, den kräftigsten Willen und väterliche Liebe beilegte. Diesen Gott-Schöpfer dachte er sich, wie er die Materie, seine Werkstatt, beherrscht, und Menschen und Menschengeschlechter schafft. So entstand auf dem natürlichsten Wege in dem forschenden Menschen ei-

ne Theologie, eine Erkenntniß von Gott, ein Glauben an Gott.

Einen solchen Gott als Schöpfer, um daraus so viel große Erscheinungen, besonders in der Menschenwelt zu erklären, glaubt die Naturphilosophie nicht zu bedürfen. Sie glaubt einen kürzern Weg gehen zu können. Sie gibt aus dem sogenannten absoluten Sein, welches in Wahrheit nichts anders als die ewige Materie ist, den Sonnen und Planeten eignes Bewußtsein und Lebenskraft. Nur erfährt man nicht, wie und woher die Sonnen und Planeten zu einer Herrlichkeit kommen, wovon bisher nie ein Sterblicher etwas gewußt oder erfahren hat. Dann läßt sie ohne weiteres aus dem Planetenthiere, der Erde, als einer ewig gebährenden Mutter die Menschen entstehen. Doch sagt uns dieses neu ausgesonnene Gedankenspiel nicht, wie dies zugegangen sei, uud wie aus der Erdmasse Vernunft, Gemüth, Willen und Freiheit im Menschen hervorgegangen sei; schweigt ganz davon, warum die Erde, so weit die Menschengeschichte reicht, nicht mehr wie vom Anbeginn Menschen wie die Pilze hervorgebracht habe. Sie behauptet nur, um bei dem Gott-Schöpfer vorbeizukommen, so sei der Mensch mit seiner Vernunft und allen seinen geistigen Kräften aus dem Erdenthier hervorgegangen, ja Gott selbst sei auf ähnliche Weise geworden; und das ist die ganze Erklärung.

Man sieht aus allen diesen Anstalten der Naturphilosophie wie aus der Schrift Sch. gegen Jakobi, daß in dieser Lehre ein Gott nur in Worten figurirt, in der Sache selbst aber hinweggenommen wird. In dieser Absicht wird auch den Sonnen und Planeten ein eignes Leben und Bewußtsein zugeschrieben, damit zur Erklärung der herrlichsten geistigen und materiellen Werke in der Welt kein Gott-Schöpfer nöthig sei. Nun begreifen wir auch, was die oben berührten Worte heißen: „Gott habe im A. T. mehr physische Eigenschaften gezeigt, seine höchsten geistigen Eigenschaften aber erst vor noch nicht 2000 Jahren dem Menschengeschlecht geoffenbart." Ihr Sinn kann wohl nur dieser sein: Ein Gott mit Persönlichkeit und Bewußtsein und andern geistigen Eigenschaften war nur in den Köpfen der Menschen. In der Zeit des A. T. dachten rohere Menschen ihn mehr mit physischen Eigenschaften, großer Macht rc.; von der Zeit Christus an dachten die mehr sittlich gebildeten Menschen ihn auch mit seinen höchsten geistigen Eigenschaften, der Weisheit, der Güte u. s. w. Außer ihren Gedanken war aber kein solches allmächtiges, höchstgütiges, persönliches, seiner selbst bewußtes Wesen da.

Der Gott, den Sch. lehrt, ist also nur eine Zusammensetzung von Naturgesetzen, (der alte Determinismus, Lehre der Naturnothwendigkeit.) Mit diesen will er nicht gerne die Eigenschaften

der Persönlichkeit, des Bewußtseins verbinden, weil sie sich zu den übrigen Theilen seiner neuen Lehre nicht schicken. Weil aber der allgemeine Glaube an Gott eine Persönlichkeit in demselben verlangt, und Jakobi auf diesen Punkt am stärksten dringt; weil es zugleich nicht schicklich und gar gefährlich sein dürfte öffentlich zu behaupten: Der persönliche bewußte Gott sei nur ein Gedankending; so wird endlich dieser bei ihm doch nur figurirende Gott zugelassen, doch aber unter der Bedingung: „da dem Unendlichen das Dasein widerstehe, daß eine wahre Endlichkeit, etwas Negatives in Gott gesetzt, eine wirkliche Zweiheit in ihm erkannt werde, wie etwa Leib und Seele, daß er, wie Gottes Art sei, entstehe, wie aus dem Rauche Flamme und Licht." —

Was wird hier in Wahrheit anders gelehrt, als eine Welt mit Naturgesetzen ohne Gott? Was ist hier Persönlichkeit Gottes anders als ein müßiges Wort? — Das ist aber der nothwendige Erfolg, wenn man unbegreifliche Dinge, die nur Gegenstände der Ideen, des vernünftigen Glaubens sind, entweder als ein Wissen begreiflich machen und beweisen, oder im Gegentheil wegstreiten will. Verwirrung der Begriffe und abentheuerliche Behauptungen sind das Ende.

Das Leben auf der Erde, dessen Anfang wir nicht gesehen haben, das Leben der Menschen, Thiere und Pflanzen zu erklären, ist von jeher ein

schwieriger Gegenstand für die Philosophie gewesen. Der gesunde Menschenverstand nahm zur Erklärung desselben ein allmächtiges, gestiges Wesen, einen Gott-Schöpfer mit Persönlichkeit an, und eine sich selbst verstehende Philosophie ließ diese Erklärung gelten, besonders wenn sie erwog, daß die Erklärung von der Entstehung und regelmäßigen Fortdauer der Verstandes- und Willenskräfte im Menschengeschlechte nur in einem Gott-Schöpfer einen festen Punkt habe, auch die kürzeste und natürlichste sei, jede andre Erklärungsart aber die Schwierigkeiten nur weiter hinausschiebe und häufe.

Was hat denn nun die Naturphilosophie gethan um diese Schwierigkeiten in der Erklärung des thierischen und geistigen Lebens zu lösen? Wahrlich nicht viel. Sie behauptet ohne weiteres den ungeheuern Gedanken: Die Planeten und Sonnen haben selbst ein Leben, und bringen alles auf ihnen befindliche, somit auch jedes geistige Leben, aus sich selbst hervor. Diese Behauptung widerspricht aber aller Erfahrung und verwirrt alle Begriffe von Leben. Denn nach der Erfahrung und den tiefsten Untersuchungen der Naturforscher wohnt nur den mit Lebenswerkzeugen versehenen (organischen) Wesen ein Leben bei, nicht aber der Materie sammt und sonders, in deren Schooße lebende (organische) Wesen sich nur entwickeln. Entwand sich der erste Mensch, Löwe, Adler, wie die

Pflanze unmittelbar dem Erdklumpen? Wie kommts denn, daß die lebende, verständige Erde diese Kraft seit Jahrtausenden verloren hat? — Aber sie hatte ja nun einmal Geschlechter hervorgebracht, und nun war ihr unmittelbares Gebären aus ihrer Masse nicht mehr erforderlich. — Wirklich da war die Erde sehr verständig, daß sie die so schickliche, bewundrungswürdige Einrichtung der Geschlechter und Arten traf. — Oder brachte sie zuerst vielleicht nur zarte Pflanzenkeime, Moose, dann aus ihnen Pflanzen höherer Art, endlich aus diesen gar Thiere und Menschen hervor? — Dann zeigte die ihrer selbst bewußte Erde nicht minder großen Verstand in Hervorbringung der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugungen, als in der Verwandlung ihrer Kinder, aus niedern in höhere. — Aber hier bleibt am Ende immer leider die übrig, mit deren Auflösung die Naturphilosophie sich nicht befassen mag: Woher erwuchs der Erde diese ungemeine Weisheit? — Wie tappen wir hier, in der bloßen Materie herumwühlend, den Maulwürfen gleich in dicker Finsterniß!

Bringet ihr auch die an sich todte und kalte Erde mit ihrer Anlage zur Fruchtbarkeit in den schicklichen Abstand, wie wir es jetzt finden, von der Sonne, damit sie erleuchtet und erwärmt werde; so ist ja daraus noch nicht der zarte, kunstvolle Bau irgend einer Pflanze, noch nicht der

regelmäßige Bau der Thiere, noch nicht die zweckmäßige Anpassung der Thier- und Pflanzenwelt zu einander und zur Erde und Sonne erklärt. Noch viel weniger erklärt sich aus der Zusammstellung der beiden vorgenannten Weltkörper die Entstehung der höhern Gattung von lebendigen Wesen, des Menschen mit seinem regelmäßigen (organischen) Bau, mit seinem feinen innern und äußern Sinn, mit seinen der Ausartung nicht unterworfenen Geschlechtseigenschaften, mit allen seinen erhabenen Geistes- Gemüthskräften, die ihn zum Herrn der Erde machen mit seinem ganzen der Erde und der Erhaltung seiner Art so ganz angemessenen Dasein. — Freue dich, erhabner Menschengeist, du unmittelbarer Ausfluß des höchsten Geistes, in der todten Masse findet deine Würde keine Erklärung, und nur die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott!

6. Vergleichung der Begriffe Spinoza's mit den Schellingschen Begriffen von Gott.

Der tiefdenkende Israelit, Spinoza, ein wegen seines stillen von aller Streitsucht entfernten Betragens, wegen seines Sinnes für jede Tugend, seiner aufrichtigen Verehrung des höchsten Wesens, seiner reinen Wahrheitsliebe höchst ehrwürdiger Mann, hatte den Vorsatz, einen wissen-

schaftlichen Begriff von Gott aufzustellen, in der Meinung, daß dies gelingen könne, und in diesem Vorsatze war er allerdings mit Schelling auf einem Wege. Die Begriffe aber, welche beide von Gott aufstellen, gehen ihrer Aehnlichkeit von einer Seite ungeachtet dennoch weit von einander ab. Die Idee von Gott, ist dem Spinoza die höchste, ist ihm aber gar nicht ein bloßer Gedanke, (etwas Subjektives,) sondern bezieht sich (objektiv) auf einen wirklichen Gegenstand. Gott ist ihm eben so wirklich da, wie seine eigne (Spinoza's) Seele. Alle Wahrheit, wie alles Dasein, folget, sagt er, nur aus der ewigen Wahrheit, aus dem unendlichen, ewigen Dasein Gottes. (Ethica. p. 49.) Gott ist ihm der höchste, vollkommenste Geist von unendlicher Denkkraft, eine bleibende, fortwährende Ursache aller Dinge. Aber eben sowohl behauptet er: Es gibt nur Ein Wesen, (Substanz) und dieses ist Gott; alle Dinge, alle Erscheinungen an Körpern und Geistern sind in ihm nur Arten des Daseins, (Modifikationen dieser Substanz,) die Ausdehnung ist eine Eigenschaft Gottes, und Gott ist ein unendlich Ausgedehntes, (extensum) wie er von unendlicher Denkkraft ist.

So seltsam nun auch Spinoza's Begriffe von Gott sind, so weit sie auch von den damaligen Begriffen der Philosophie und Theologie abgingen; so darf man doch mit Grunde von ihm

glauben, daß ihm Gott durchaus kein Gedankending, sondern daß es ihm völlig Ernst damit war. Denn er zeigte überall in Schriften wie im Leben die größte Ehrfurcht für das höchste Wesen. Diejenigen thaten und thun ihm sehr unrecht, die ihn das Atheismus beschuldigt haben. Denn obgleich er den Raum sammt der Materie zu einer wesenhaften (integrirenden) Eigenschaft Gottes macht, und der Materie die Ewigkeit verleihet; so ist ihm doch der höchste, vollkommenste, seiner selbst bewuste Geist, der diese Materie gleichsam als seinen Körper bewohnt und beherrscht, eben so ewig, er ist ihm unveränderlich in seinem Wesen, nimmt weder ab noch zu.

Wie ganz anders erscheint der Gott, den Sch. lehrt! Wir haben oben aus seinen Worten gesehen, wie er ihn im Schooße der ewigen Materie entstehen läßt, wie Gott hier nur ein Geschöpf der Materie ist, wie er zu den höchsten geistigen Eigenschaften, die den eigentlichen und wahren Begriff Gottes ausmachen, nur nach und nach gelangt, wie Sch. großes Bedenken trägt, ihm Persönlichkeit und Bewustsein (in Wahrheit eins, da eins ohne das andre nicht gedacht werden kann,) beizulegen, ihm wohl gar gänzlich abspricht, wie er aus ihm nur einen Inbegriff der Naturgesetze, ein Gedankending macht.

Von allen diesen Begriffen weiß Spinoza nichts. Wenn aber auch sein Begriff von Gott

durch die Ausdehnung, die er ihm beileget, eben nichts Empfehlendes hat: so hat er doch dadurch wiederum weit mehr Haltbares und einen großen Vorzug vor den Schellingschen Begriffen, daß er Gott die Ewigkeit und Unveränderlichkeit aller seiner geistigen Vollkommenheiten beilegt. Die Schellingschen Begriffe von Gott zerschlagen sich sämmtlich dadurch selbst, daß er seinen Gott, man weiß nicht, ob ein Gedankending, oder eine Wirklichkeit, in der Zeit werden läßt, von einer Ewigkeit desselben als des vollkommensten geistigen Wesens aber nichts lehrt.

Man könnte fragen, warum doch wohl der berühmte Kant in seiner Kritik d. r. V. nicht auch besonders den anstößigen ausgedehnten Gott Spinoza's widerlegt habe, da er doch so viele andre philosophische Erdichtungen, die sich für ausgemachte, erwiesene Wahrheiten ausgaben, durch seine Kritik niedergeschlagen? — Die Anwort wäre etwa diese: Kant untersuchte die Erkenntnißkräfte des Menschen, den tiefsten Grund des eigentlich sogenannten Wissens. Er fand auf diesem Wege die festen, unumstößlichen Grundsätze, durch welche eine Erfahrung möglich und zuverläßig, und Logik und Mathematik (reine und angewandte) wahre Wissenschaften werden; er fand, daß alle (metaphysische) Behauptungen, die diese von ihm festgesetzte Gränze des Wissens überschreiten, grundlos sein müssen, daß also auch viele

Behauptungen früherer Philosophen nichts weiter als philosophisch klingende Erdichtungen waren. Hiezu rechnete er eben sowohl den (kosmologischen und ontologischen) Beweis für Gottes Dasein, und die trüglichen einander widersprechenden Schlüsse über den Anfang oder die Ewigkeit der Welt, als Spinoza's Ausdehnung Gottes, Leibnizens vorherbestimmte Harmonie, und M. Mendelssohns Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus ihrer Einfachheit.

Alle begingen denselben Fehler, indem sie die Gränze des natürlich möglichen Wissens in Dingen überschritten, die außer dem Kreise möglicher Erfahrung liegen. Er nannte diese Philosophen Dogmatiker, d. i. solche, die allerlei philosophische Gegenstände als erweisbar aufstellen, ohne jene Gränze des Wissens beachtet und den unumstößlichen Grund ihrer Behauptungen in den Erkenntnißkräften nachgewiesen zu haben; welche z. E. das Wesen und Dasein Gottes, (räumlich oder nicht,) den Anfang oder die Ewigkeit der Welt, die Einfachheit der Seele und ähnliche Behauptungen auf den an sich leeren Boden der Logik durch blos logische Formeln oder Begriffe aufbauen, da es in diesem Felde übersinnlicher Dinge an aller Anschauung und Erfahrung mangelt. In eben diesem Falle ist auch Sch. mit seinen Begriffen von Gott. Kant zeigte sonnenklar, daß alle diese Dogmatiker nur Fehlschlüsse gebären,

indem sie mit inhaltleeren Verstandesregeln, die nur die Erfahrung zu ordnen, zu leiten und zu befestigen, und Zusammenhang in unsre Gedanken zu bringen bestimmt sind, in eine übersinnliche Welt treten und damit ihre Gegenstände erkennen, beweisen und gleichsam erzeugen wollen. Er zeigte mit unbesieglichen Gründen, daß auch das Dasein Gottes kein Gegenstand des philosophischen Beweises (im Sinne der Naturbegriffe), sondern des vernünftigen, auf anderm Wege wohlbegründeten Glaubens sei. Und hiemit sind denkende Menschen, die sich selbst und die Welt aufmerksam betrachten, und Gott mit Eifer suchen, vollkommen zufrieden. Denn dieser Glaube sichert unsre Tugend und Ruhe.

Hätte Kant die Erscheinung der Naturphilosophie erlebt, er würde nach den Grundsätzen seiner Kritik das Urtheil über sie ausgesprochen haben, daß sie nur das alte Spiel der Dogmatiker treibe, mit allen ihren Anstrengungen nicht weiter komme als diese, was die Philosophie schon errungen und geschieden, wieder verwirre, ihren Begriff vom Wesen Gottes und vom Wissen dieses höchsten Gegenstandes nur erdichtet habe und die Welt damit nicht lehren könne, daß sie ohne Grund den Glauben an Gott verachte, ihn spöttisch mit dem Stempel der Unwissenheit bezeichne, ohne doch ein Wissen begründen und etwas Besseres aufstellen zu können.

7. Ideen von Gott, welche die h. Schrift, insbesondere die christliche Offenbarung und eine gesunde Philosophie uns lehren.

Es ist denen Menschen, welche über die Herrlichkeit der Welt, über die Ordnung und Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtungen, über des Menschen wundersame geistige und körperliche Kräfte und Eigenschaften, über das allgemeine regsame Leben in der Welt nachdachten, immer natürlich gewesen, einen Gott zu glauben, d. i. ein einiges höchstes Wesen mit Persönlichkeit und Bewußtsein und allen nur denkbaren, besonders geistigen Vollkommenheiten. Davon finden wir deutliche Spuren genug bei den ausgezeichneten Weisen unter den Griechen und Römern, bei dem Sokrates, Plato, Cicero, Seneka und andern. Wenn sie von einem höchsten Gott reden, so meinen sie nicht eine Reihe von Naturgesetzen, die eines Hauptes ermangelnd von einander nichts wissen, sondern einen persönlichen Gott, in welchem höchste Macht, Weisheit und Güte wohnen, ein Haupt aller Naturgesetze.

Klarer und kräftiger als alle Weise des griechischen und römischen Alterthums redet von einem solchen Gott die h. Schrift von Anfang bis zu Ende. Ueberall ist er der erhabenste Geist, der Schöpfer, Regent und Beschützer der Welt, Alles in Allem. Zu den Offenbarungen des A. T., zu

den Begriffen von einem einigen allwaltenden Gott, welche schon lange die erste, feste Grundlage der sittlichen Bildung der Völker, besonders der Israeliten gewesen waren, setzte Jesus Christus, der erhabenste Gesandte Gottes, noch die neue und schönste Offenbarung hinzu, daß dieser Gott ein Vater aller Völker und aller einzelnen Menschen oder die Liebe selbst sei. Und durch diesen über alles herrlichen Begriff von Gott knüpfte er das engste, freundschaftlichste Band zwischen Gott und den Menschen. Dadurch legte er den unerschütterlichen Grund zu der höchsten geistigen, vorzüglich sittlichen Bildung des Menschengeschlechtes. Klar liegt diese menschenfreundliche Absicht unsers großen Meisters vor unsern Augen in seinen erhabenen Worten: Seid vollkommen, wie der Vater im Himmel vollkommen ist!

Jesus Christus und seine Apostel waren Lehrer der Welt, sie wollten uns aber kein Lehrgebäude hinterlassen, das in allen seinen Theilen durch künstliche Beweise zusammenhinge. Vielmehr baueten diese himmlischen Boten ihre seligmachenden Wahrheiten auf den gesunden Verstand und das gesunde Herz des Menschen. Forschen wir den Begriffen weiter nach, die sie uns in ihren Reden zerstreut, aber deutlich von Gott geben; so finden wir daß sie von der edleren sittlichen Natur des Menschen hergenommen sind. Eben darum schickt sich auch das Christenthum unendlich

besser als jede andre Religion zur Veredlung oder sittlichen Verbesserung der Völker. Der Mensch ist mit Vernunft und Freiheit begabt, und trägt in seinem Herzen eine Anlage, nach welcher er ein höheres Gesetz als das der sinnlichen Lust erkennt, ein Gesetz von Tugend und Pflicht. Auf diese bekannte, höhere, aus Gott geborne Natur des Menschen gründete Jesus die Anerkennung eines Gottes von den höchsten geistigen und sittlichen Eigenschaften, und seiner damit als Schöpfers aller Geister unzertrennlich verbundenen höchsten Macht.

Wenn Jesus Christus und seine Apostel immer von einem persönlichen Gott reden; so legen sie ihm zugleich eine Herrschaft über das ganze Geisterreich bei. Er ist allmächtig und beherrscht die ganze Welt, die eben darum nur da ist, um das Geisterreich selig zu machen. Sie reden von seiner höchsten Weisheit, er wählt die besten Mittel, um das höchste Ziel der vernünftigen Geister, ihre sittliche Seligkeit zu schaffen. Sie reden von seiner väterlichen Liebe. Wie der Mensch in seiner Liebe gegen den Nächsten am ehrwürdigsten erscheint; so ist Gott in seiner unermeßlichen Liebe und Fürsorge für die Welt der innigsten Verehrung und Gegenliebe werth, besonders alsdann, wenn er dem gefallenen, reuevollen Sohne von neuem seine Gnade schenket. Sie reden von einem vergeltenden Gott, der folglich allwissend ist,

alle Gedanken und Thaten der Menschen und die Welt, worin sie gedacht und gethan sind, kennet, um jene richten zu können; von einem gerechten Gott, dessen Urtheil über den Menschen ohne Wanken ist, der einem jeden gibt, was seinen Thaten gebührt; von einem heiligen Gott, der alles Unächte verabscheuet, und vor dem nur die reine Herzensgesinnung gilt; von einem vollkommnen Geiste, der keines Körpers wie wir Menschen bedarf, der mit seiner geistigen Kraft auch das Geheimste und Tiefste durchdringt, und an allen Orten die Wünsche und Bitten seiner Kinder vernimmt; von einem ewigen, unveränderlichen Gott, bei dem kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß ist, dessen erhabene Vollkommenheiten weder Wachsthum noch Abnahme zulassen, und der ewig für das wahre Heil der Geisterwelt sorget.

Es ist klar, daß diese hier aufgestellten Begriffe vom göttlichen Wesen meist durch Steigerung der geistig-sittlichen Eigenschaften des Menschen entstehen, und daß Jesus Christus und seine Apostel jene Begriffe auf diesen festen Grund gebauet haben. Fragt man, warum? — so ist die Antwort, weil dem Menschen auf keine andre Weise ein Begriff, eine Idee vom höchsten Wesen möglich oder denkbar ist. Der dem Menschen die herrlichen Anlagen des Bewustseins, des Verstandes, der Freiheit und sittlichen Güte ꝛc. gegeben hat, der muß, so schließt unsre Vernunft, diese

Eigenschaften, und zwar als ihr Schöpfer im höchsten Maaße besitzen, er muß das geistige Urbild, der Mensch aber dessen Ebenbild sein. Fragt man aber: Ist diese Zusammensetzung der göttlichen Eigenschaften, die wir in ihren höchsten Graden nicht einmal fassen und beurtheilen können, auch an sich (objektiv) möglich; wird auch aus diesen so zusammengedachten Eigenschaften ein wirkliches (objektives) göttliches Wesen? — so ist die Antwort: Wir können in das Innere des von uns nur in der höchsten Steigerung der Eigenschaften gedachten Wesens nicht schauen, also auch keinen wissenschaftlichen Beweis von der innern Möglichkeit dieser Eigenschaften und ihrer an sich willkürlichen, nur durch vernünftigen Glauben nothwendigen Zusammensetzung in einem göttlichen Wesen geben. Wenn wir aber, so urtheilt eine gesunde Phlosophie, die innere und äußere Natur der Menschen mit allen ihren Vorzügen, und die Welt, wozu er als schicklicher Theil, als Zierde, und in Rücksicht der Erde auch als Haupt gehört; so nöthigt uns unsre sinnende Vernunft nicht allein, das Dasein eines Weltenschöpfers und Baumeisters vorauszusetzen und unerschütterlich zu glauben, sondern auch ihn mit den Eigenschaften des persönlichen Bewustseins, des vollkommensten Geistes, der höchsten Macht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit, der Allwissenheit und Ewigkeit ꝛc. zu denken.

Diesem höchsten Wesen in Spinozischer oder Schellingscher Manier die materielle Welt zum Körper (Vehikel) zu geben, erklärt uns die Welt und das in ihr befindliche Geistes- und Körperleben, die Ordnung und Zweckmäßigkeit, die uns umgibt, nichts besser, und diesen Begriff dazu gebrauchen, heißt nur, etwas Wundervolles durch etwas Unbegreifliches erklären wollen, ist also schon darum von einer gesunden Philosophie nicht zulässig. Sie glaubt darüber Gott gänzlich zu verlieren. Eben deshalb ist auch wohl nur hie und da einer auf den Gedanken gerathen, die Welt zum Körper Gottes oder zu Gott selbst zu machen (Pantheismus). Wir bescheiden uns, daß wir in der Zusammensetzung jener erhabenen, göttlich-geistigen Eigenschaften den innern Bau, wenn man so reden darf, die wesenhafte Einrichtung dieses göttlichen Wesens nicht kennen, nicht begreifen. Wer aber behauptet, es könne, wie der Mensch auf Erden ohne Körper nicht sein könne, auch Gott ohne die wesenhafte Verbindung mit der Welt als seinem Körper nicht sein, nicht bestehen, der maßet sich eine (objektive) Wissenschaft von jener innern unbegreiflichen Gliederung dieses Wesens und von der Möglichkeit eines solchen Geistes an, die nichtig ist, die er nicht hat, noch haben kann.

Der materielle Theil des Menschen wird bekanntlich für den unedlern gehalten, durch den wir an viele lästige Bedürfnisse und saure Käm-

pfe, an mancherlei Noth, an mechanische, geisttödtende Arbeit, an einen Ort rc. gebunden sind, wogegen der Geist für sich unendlich mehr frei ist; darum wurde es von Philosophen, von denkenden Menschen für unschicklich erachtet, dem höchsten Wesen einen materiellen Theil zu verleihen. Man fand es, da die Ausdehnung oder Materie mit dem göttlichen Wesen verbunden gedacht doch in Wahrheit keinen Theil der Welt erklärlicher macht, weit schicklicher das göttliche Wesen als mit der Materie durchaus nicht wesenhaft vereinigt zu denken. Man fand es der erhabenen Würde desselben weit angemessener, es nur als einen Geist zu denken, der die Materie allmächtig beherrsche, also nicht von ihr „in die Enge gebracht werde". Und so hat der Materialismus auf Gott angewandt nie rechten Eingang gefunden, noch finden können, weil, wenn von den höchsten geistigen Dingen die Rede ist, die Materie zur Verbindung mit ihnen zu viel Rohes und Widerstrebendes, schon im Begriffe, hat.

Nach allen Erklärungen, womit sich die Naturforscher über die Materie abgemühet haben, müssen wir mit **Kant** demüthig bekennen: Niemand weis, was sie (an sich) ist, wenn wir auch als sinnliche, in ihr wohnhafte und mit ihr verwandte Wesen sagen können, sie fülle den Raum, sei fest, flüssig, hart, weich rc. Die Materie (an sich uns gänzlich unbekannt) wird uns nie etwas

in Gott lehren oder erklären, wohl aber werden das die leitenden Begriffe der Schönheit und Zweckmäßigkeit in den materiellen Formen thun. Ja ich darf sagen, wir kennen unsern Geist weit besser, als das materielle Wesen (medium), worin er sich bewegt; denn durch Gedanken wird der menschliche Geist immer mehr mit sich selbst bekannt. In das Innere der Materie dagegen dringt kein Gedanke ein. Ursprünglich ist uns weder das eine noch das andre seinem Wesen (seinem Substrat) nach begreiflich; und wie es zugehe, daß ein menschlicher Geist mit der Materie aufs engste vermählt sei, und nur in dieser Verbindung denke und wirke, davon hat noch kein Sterblicher ein verständliches Wort zur gründlichen Erklärung vorgebracht. Wir können nur sagen, daß wir es so finden. Von Gott aber sogar behaupten wollen, er könne nicht anders als in einer ähnlichen Form und Beschränkung denken, wollen und wirken, nicht anders als mit Hülfe seines Körpers, d. i. der Welt, wie der Materialist behauptet, heißt jede andre Art des Seins (der Existenz) als die menschliche ist, abstreiten wollen, welches grundlos ist.

Ich schließe diesen Abschnitt mit einem treffenden Ausspruch des scharfsinnigen und wahrhaft philosophischen Fries (Ueber die neuesten Lehren von Gott und der Welt ꝛc. S. 35): „Von Gott und der Welt wissen wir vor aller weitern

wissenschaftlichen Bildung voraus, daß Gott das absolut selbstständige höchste Wesen sei, erhaben über die Welt. Wir wissen also voraus, daß eine jede Lehre von Gott irrig ist, welche Gottes Dasein einem Gesetze unterwirft, oder einem Schicksale; eben so, daß jede solche Lehre falsch ist, welche eine totale oder partielle Weltvergötterung enthält."

Anmerkung.

Es klingt sehr sonderbar, wenn sich jemand in Sachen des Denkens und der Ideen, die ein allgemeines Gut selbstdenkender Menschen sind, dessen sie sich mehr oder minder alle bemächtigen können, einer besondern (individuellen) Kunst und Tiefe rühmen will. Von der Art ist die Aeusserung eines Rez. in Nro. 180. der J. A. Lit. Z. 1816. Der Rez., der nicht undeutlich darin seine Verehrung der Naturphilosophie zu erkennen gibt, sagt dort: „Nur die höchste Anstrengung des tiefen Denkers kann das Wahre im ἓν καὶ πᾶν (Eins und Alles) erkennen. Wer im tiefen Denken nicht geübt ist, kann hierin nie zu einer klaren Anschauung, die zugleich wahr wäre, gelangen, wohl aber kann es ihn zu praktischem Pantheismus und Fatalismus verleiten, wie denn selbst Philosophen von Profession, die das Wahre darin nicht erfassen konnten, geglaubt haben, daß es theoretisch dahin führen müsse." — Von dieser geheimen Kunst und Tiefe, die der Rez. nur sich und wenigen andern

beimißt, die auch selbst manche Philosophen von Profession nicht sollen erringen können, wollen andre ebenfalls tiefe Denker nichts wissen. Sie behaupten mit Grunde, daß die Philosophie des Wissens noch nie einen haltbaren Begriff von Gott als Wissen zu Stande gebracht habe, auch nie bringen werde. Als Gegenstand, nicht der sinnlichen Anschauung, sondern des Glaubens und durch Theologie (Zwecklehre) erschlossen, eignet er sich gar nicht für das (scientivische) Wissen, er mag mit der Materie (doch nur Gegenstand unsrer sinnlichen Anschauung) zu einem Wesen vereint, oder als dieselbe nur beherrschend gedacht werden. Oder habt ihr tiefen Denker in der All-Einheitslehre etwa eine besondre Offenbarung, daß das höchste geistige Wesen und die Materie (oder vielmehr ihr Substrat) in Eins zusammen gehören, und durch sie eine Kraft, es nur so zu denken, empfangen? — Kann jemand diese einander widerstrebenden Dinge, das höchste Geistige und die rohe Materie, als zusammen zu einem Wesen innigst vereint denken oder nach seiner Weise anschauen; so wünschen wir ihm Glück zu solcher Kunst, die wir nur für eine vermeinte Anschauung, d. i. für Einbildung halten können. Aber zur Wissenschaft auch für andre wird sie deshalb im geringsten nicht. Und nur davon kann hier die Rede sein. —

Zudem ist nicht abzusehen, welchen Nutzen der Begriff der gerühmten All-Einheit im Gebrauche (in praktischer Absicht) schaffen soll. Denn er erklärt uns keine Erscheinung in der materiellen Welt und im menschlichen Gemüthe besser als der ge-

wöhnliche Begriff von dem blos geistigen Gott. Und da er, wie Rez. selbst gesteht, sogar bei Denkern gefährliche Verwirrungen veranlaßt; so wird es gerathener sein, diese gerühmte Kunst, Gott und Materie in Eins denken zu können, denen zu überlassen, die noch immer mit der Hoffnung schwanger gehn, die Welt neue Wissenschaften von Gott zu lehren.

X.

Die Quellen des Unglaubens und seine verderblichen Folgen.

Daß einige Menschen, selbst zuweilen nicht ungeübte Denker, auf den Gedanken kommen, es sei kein Gott, und es habe der Glaube an ihn keinen Grund, scheint in einem gänzlich verstimmten Gemüth, in einer unglücklichen Zweifelsucht, die man nicht abwehren kann oder will, zu liegen. So könnte denn der Mensch, wenigstens einerseits, daran unschuldig sein? — Aber wenn wir die unglückliche Verstimmung durch Schicksale, die auch noch selbstverschuldet sein kann, abrechnen; so hätte ja der arglos zweifelnde Mensch den Verstand, die Grundlage zu jeder höhern Bildung zu seinem größten Unglück, welches der Unglaube

ist, empfangen! — Nicht also. Ein mäßiges Nachdenken zeigt uns in der Schöpfung alles groß und zweckmäßig geordnet, und wie jede Kraft, jedes Wesen am rechten Orte steht und wirket. Wie sollte es nicht der Verstand, die herrlichste Kraft in der uns bekannten Schöpfung? Wenn wir bekennen müssen, daß die vielen Gelenke und Glieder an der Hand zu mannigfaltigem Gebrauch vortrefflich geordnet sind, und uns auf einen höchstweisen Baumeister führen; wie viel mehr wird der Verstand des Menschen, der mehr ist als eine Hand, zu dem zweckmäßigen Gebrauch verliehen sein, die höchste, uns alle ehrende und beglückende Wahrheit ohne große Mühe zu erkennen und zu benutzen! Ohne Wahrheit wäre der Mensch, ja das ganze Geschlecht nur zweckloses Wesen. Aber seine ganze Anlage verkündigt, sein Verstand könne ihm nur zu seiner Wohlfahrt gegeben sein, die eben darin ihren höchsten Gipfel hat, daß er seinen Urheber gläubig anerkennt, anbetet, und mit freudiger Zuversicht wie Paulus spricht: „In Gott leben, wirken und sind wir." Der Unglaube kann also im Allgemeinen, besonders in unsern Zeiten, nur selbst verschuldet sein, nicht auf einer fehlerhaften Anlage des Menschen beruhen, sondern nur aus andern trüben Quellen herrühren.

1. Der gesunde Verstand, von falschen Spekulationen noch unverführt, dem unverdorbenen

Herzen folgend, findet Gott, ja findet, daß der Glaube an sein Dasein und liebevolles Wirken zur Natur des Menschen gehöre wie Sehen, Hören und Denken. Woher denn, fragt man billig, der Unglaube? — Es regt sich im Herzen etwas, das für eine Hauptquelle desselben gelten kann, der Stolz des Wissens, der in dieser allgemeinen Angelegenheit der Menschen mehr wissen will, als der gesunde Verstand, ja gar als eine gediegene Philosophie glauben lehrt, und zum verwegnen Unglauben wird. Was jener schon nicht undeutlich gefunden hatte, den Glauben an einen Gott der Macht und Liebe, das bestätigte das herrliche Christenthum, und die allgemeine Philosophie, die sich bei der steigenden Bildung der Völker in denkenden Köpfen entwickelte, stimmte ein. Nur der stolze Unglaube verschmähte, was diese durch angestrengtes Nachdenken fanden. Kant, einer der ersten Denker, fand diesen Glauben der Natur des Menschen so völlig angemessen, daß er sagt: (Krit. d. V. S. 859) „Aber verlangt ihr denn, daß eine Erkenntniß, welche alle Menschen angeht, (der vernünftige Glaube an Gott und das ewige Leben) den gemeinen Verstand übersteigen und euch nur von Philosophen entdeckt werden solle? Eben das, was ihr tadelt, ist die beste Bestätigung von ihrer Richtigkeit, — nemlich, daß die Natur in dem, was Menschen ohne Unterschied angelegen ist, keiner partheiischen

Austheilung ihrer Gaben zu beschuldigen sei, und die höchste Philosophie in Ansehung der wesentlichsten Zwecke der menschlichen Natur es nicht weiter bringen kann, als die Leitung, welche sie auch dem gemeinsten Verstande hat angedeihen lassen." Und S. 858 sagt er: „Die Unmöglichkeit des göttlichen Daseins und einer Zukunft darzuthun, wird gewiß kein vernünftiger Mensch übernehmen." — Dieses tief geschöpfte Urtheil über die Unantastbarkeit dieses Glaubens und das Unnatürliche des sich wie Wissen brüstenden Unglaubens hat dennoch die Anmaßung einiger spekulativen Köpfe unsrer Zeit, vorzüglich den Urheber der Naturphilosophie nicht abhalten können, durch anscheinend wissenschaftliche Gründe ein förmliches Lehrgebäude einer Natur ohne Gott und des Unglaubens zu versuchen, doch eingehüllt in eine mystische Sprache, damit man nicht sogleich die unter dem Kraut versteckte Schlange merke. Dieser Versuch aber scheint beinahe nur dazu bestimmt, zu erfahren, wie weit man durch die Macht ungewöhnlicher Rede auf das Zeitalter einwirken, und es am Gängelbande hochklingender Worte führen könne. Schon ein (psychologisch praktischer) Beweis von tiefliegendem Atheismus! Denn man soll so etwas auch nicht einmal versuchen; und, kann man weder glauben noch glauben lehren, lieber schweigen.

Daß die Schwingen der Vernunft, über den Kreis der sinnlichen Welt hinaus etwas wissenschaftlich und nach Gesetzen durch Naturbegriffe zu erkennen, nicht zureichen, ist jetzt nach den tiefbegründeten Urtheilen Kants und seiner gründlichsten Schüler für jeden ernsten leidenschaftlosen Denker ausgemacht, und seine Ueberzeugung hierin unerschütterlich. Nach ihnen ist hinter diesen Gränzen durch (apodiktisches) Wissen nichts auszumachen, nichts abzustreiten. Was kann jene Freubeuter, die im Felde der Philosophie herumschwärmen, dort neue Eroberungen gemacht, neue (materialistisch theosophische) Wissenschaften gefunden, nie ausgesprochene Gründe für die Nichtigkeit des alten Glaubens entdeckt haben wollen, anders in Bewegung bringen, als die leidige Anmaßung, mit der sie diesen heiligen Boden betreten? Nur durch sie erscheinen ihnen selbst ihre Luftgespinnste als Gründe, ihre dunkeln das Licht absichtlich fliehenden Reden als Beweise.

Dem Wissen hatte Kant eine kenntliche Gränze gesteckt, und damit alles vermessene Wissenwollen abgewiesen. Deswegen spricht auch die Naturphilosophie nicht gern von ihm. Nichts ganz Neues war hier mehr zu entdecken, wohl aber nachzutragen, zu erweitern und zu erläutern, wie dies der gründliche, scharfsinnige Fries, vorzüglich in seiner „Neuen Kritik der Vernunft,“ gethan hat. Doch das war manchen, die Talent

in sich fanden, anstößig und nicht Ehre genug, daß Kant für jetzt und die Zukunft der Meister in der Philosophie heißen sollte. Weil sie aber nichts Neues geben konnten; so brachten sie wenigstens in einer der Philosophie bisher unerhörten Sprache alte unhaltbare (logische und metaphysische) Begriffe vor, die der eben so gründliche als aufrichtige und ruhige Königsberger Weltweise längst widerlegt hat, und machten rauschende Anstalten, den selbstständigen Gott aus der Philosophie und aus der Welt zu weisen. Ein Lehrgebäude von Atheismus wollen sie nun nicht Wort haben, wohl wissend, daß es der Menschheit, die nur im Lichte des Glaubens gedeihen kann, ein Gräuel ist. Aber auf jeden Fall klingt es doch so groß und einzig, eine neue Sprache anmaßend zu reden, mag dahinter stecken, was da will. Und Aufsehen machen und viel Jünger sammeln ist so einladend. Ein alter böser Kunstgriff! Und wie oft hat schon die Selbstsucht, zum großen Schaden der Menschheit, die häßlichste Ausgeburt in Sachen der Religion, der Wissenschaft und des allgemeinen Menschenwohls ans Licht gefördert! Wer denkt hier nicht zugleich an die fürchterlichen Grundsätze der stolzen Herrschsucht in alter und neuer Zeit, deren Urheber die Rechte der Menschheit mit Füßen traten, weil sie auch keinen Gott hatten. Denn Stolz und Atheismus sind nahe verwandt. Ihr neuen Weisen, lernt euch mäßigen, und laßet der

Welt ihren alten Gott! Laßet ihn nur aus eurer Naturphilosophie! Wir verlangen nichts von ihm in eurem Sinne zu wissen, weil wir mit unserm wohlbegründeten Glauben zufrieden sind.

Die Beweise von Selbstsucht findet man auf allen Seiten des oben berührten Buches: „Denkmal" 2c. in der Behandlung des verehrten Jakobi, und um so zahlreicher, je schwächer die Beweise für die Sache selbst sind. Und welche seltsame Sprache die Philosophie sein soll! Meint man aber, Sch. habe seiner dunkeln Sprache zu seinen tiefen Gedanken bedurft; so berufe ich mich auf Kant, der dieselben Gegenstände bearbeitete, aber mit ihm verglichen in einer ganz lichtvollen Sprache redete, seine Kunstausdrücke immer in demselben Sinne brauchte, alle Doppelsinnigkeit sorgfältig vermied, welches man an Sch. nicht rühmen kann, und dadurch bei ernster Anstrengung verständlich wurde. Weil aber gründliche Beurtheiler der Schellingschen Schriften seit vielen Jahren die Kunstgriffe hinter der dunkeln Sprache merkten, ihm immer die Lücken in seinem Lehrgebäude und den Mangel an innerm Zusammenhange nachwiesen; so blieb ihm, um doch immer Recht zu behalten, nichts übrig, als sich fortgesetzt in seine dunkle Sprache einzuhüllen und die Gegner hoch herab mit Machtsprüchen abzuweisen. Uebrigens gibt er in jenem Buche, diesem öffentlichen „Denkmal" der Selbstsucht und hef-

tigsten Leidenschaft, Proben genug, daß es ihm an einem klaren Vortrage gar nicht fehle. Es kann also die dunkle und sogar mystische Sprache in philosophischen Angelegenheiten, die ihrer längst anerkannten Natur nach nicht anders als klar und bestimmt ausgedrückt sein wollen, nur als etwas Absichtliches angesehen werden, um die Welt mit einem neuen Lehrgebäude des versteckten oder offenbaren Atheismus unter dem Titel der Natur-Philosophie zu täuschen.

2. Eine andre sehr gemeine und Hauptquelle des in allen Ständen, dem geistlichen nicht ausgenommen, so vielverbreiteten (praktischen,) im wirklichen Leben sich äußernden Unglaubens ist das Herabsinken des Menschen in sinnliche Begierden und Genüsse, die gänzliche Verdorbenheit des Herzens. Wozu ein solches Herz fähig ist, das lehrt uns eine Menge von Menschen, die, durch dasselbe am geistigen Auge geblendet, allen frohen, stärkenden, leitenden Glauben an Gott aus ihren Herzen gerissen haben. Wir sehen unter diesem verdorbenen Haufen höher Gebildete und Menschen ohne Kenntniß und Bildung, die sich in der bösen Kunst geübt haben, gegen den Glauben an Gott zu reden und seiner gar zu spotten. Hierin bestärkt sie noch das Lesen aller solcher gewöhnlich sehr seichter Schriften, die das Dasein Gottes und die Fortdauer des Menschen in Zweifel ziehen oder sogar dreist wegstreiten. Man erinnere sich hier

an Voltäre's (Candide), Lamettrie (l'homme machine), auch mancher Deutschen (populäre) Schriften dieser Art, an Wielands Euthanasie u. a. m. Hat das Thier erst die Oberhand im Menschen gewonnen, ist dies erst zur verkehrten Sinnesart ausgebildet; so ist ihm jeder Lehrer des Atheismus, jeder Anlaß zur Verspottung des Heiligen willkommen, alles Edle und Große weicht aus einem solchen Gemüthe, keine Idee des Glaubens und der Tugend, als der Sinnlichkeit widerstrebend, kommt mehr darin zum Leben. Das Herz aber, ursprünglich zum Glauben berufen und daher noch immer dem mißleiteten Verstande entgegenkämpfend, und wegen der möglichen Folgen böser Thaten besorgt und Ruhe suchend, findet diese endlich nach manchem Kampfe unnatürlicherweise in der Verspottung des Glaubens an Gott und ein künftiges Leben. Mit diesem in sinnlichen Lüsten gebornen Unglauben verbindet sich endlich sogar jene gräßliche Heuchelei, daß verworfene, von Habsucht, Stolz und Herrschsucht angefüllte, dem himmlischen Geiste Jesu widerstrebende Menschen, ihr heiliges Amt lästernd, Religion predigen, die selbst keine haben. Dieß ist der Erfahrung gemäß der natürliche Gang des durch Lüste entarteten Herzens, so wie dagegen zum Guten geneigte und gewöhnte Menschen den Glauben an Gott als das köstlichste Kleinod tief in ihrem Herzen bewahren. Schon das A. T. spricht (Ps. 14, 1.) sehr wahr:

„Die (durch Laster verdorbenen) Thoren sprechen in ihrem Herzen: „Es ist kein Gott." Und Klopstock sagt: „Bös ist sein Herz, drum glaubt er nicht."

Ihr Eltern und Lehrer, welch ein großer Wink für euch! Gewöhnet eure Kinder recht früh zu sittlicher Ordnung und warnet sie vor Sinnlichkeit und Selbstsucht! Bewahret mit ängstlicher Sorgfalt ihre Herzen, daß sie nicht Geschmack an blos sinnlichem Genuß, an unsittlichen Dingen finden und dadurch verwildern und veröden! Seid ihnen gewissenhafte Vorbilder in der Tugend; so wird der Glaube, den ihr ihnen von Jugend auf einpräget, nicht nur von selbst Eingang in ihr Herz finden, sondern auch eine bleibende Stätte darin behalten, und zu seiner Zeit hinwiederum die stärkste Schutzwehr gegen den Reiz des Lasters sein.

3. Ich komme noch auf die verderblichen Folgen des Unglaubens oder Atheismus, die ich nicht kräftiger schildern kann, als Schelling dieses selbst in seinem „Denkmal" ꝛc. S. 123. gethan hat. „Menschen, welche mit dem Namen Gott nur Spiel und Betrug treiben, können unmöglich öffentlicher Aemter fähig gehalten werden, wäre es auch aus keinem andern Grunde, als weil zu präsumiren ist, daß demjenigen, der an nichts Unsichtbares glaubt, der mit dem Heiligsten nur Betrug vorhat, auch keine Eide noch andre, zu-

letzt nur auf unsichtbaren Gründen beruhende Verpflichtungen heilig sein werden" rc.

So angelegentlich auch hier Schelling die Beschuldigung des Atheismus von sich abzuwehren sucht; so können wir doch nicht umhin zu behaupten, daß er in diesen Worten nur sich selbst das Urtheil gesprochen habe. Wir glauben im vorigen Abschnitt hinreichend erwiesen zu haben, daß der Gott Schs. nur ein untergeschobener sei, dessen Begriff sich selbst widerspreche, daß Sch. allen bisherigen Begriffen von Gott Hohn spreche, ihn in Worten zwar bekenne, der That nach aber als unmöglich darstelle, daß sein Gott also ein Nichts sei. Was denkende Menschen bisher sich unter dem Begriffe von Gott dachten, was bei ihnen der tiefste Grund ihres Gewissens, ihres religiösen Glaubens war, was die bisherige alte und neue Philosophie und selbst das Christenthum als Begriff von Gott aufgestellt haben, das gilt ihm nichts, weil er eigensinnig darauf beharret, seinen materialistischen, d. h. widersinnigen, unlebendigen, ungeistigen Gott erweisen zu wollen. Hiemit fällt er in Atheismus, er rede dagegen, was er wolle. Nur um so mehr fällt die Kühnheit seiner Rede auf, da er den bisherigen Gott der philosophischen und christlichen Welt, den einzig möglichen, abstreitet, und dennoch auf eine Gewissen heuchelnde Weise den Atheismus von sich ablehnen will. Wäre er nicht in sein Lehrgebäude

blind verliebt; so würde er nicht alle jene Begriffe von Gott abgestritten und dann noch dessen ungeachtet in einer frommen Sprache behauptet haben, er habe mit dem Heiligsten kein Spiel und keinen Betrug getrieben. Aber weder die philosophische noch christliche Welt wird sich trotz allen seinen frommen Verwahrungen seinen materiellen Gott aufdringen lassen, sie wird keine alte Irrthümer in neuer Form annehmen, weil sie nichts damit zu machen weiß, als etwa ein Unglück für die Welt stiften.

Der Glaube an Gott ist ein Gemeingut, und nur durch ihn ist Treue und Glauben unter den Menschen. Jedes Glied der Gesellschaft muß im Allgemeinen wissen, und weiß in der Regel, was es sich unter diesem Gott denken soll. Wer an diesem (praktisch allgemeinen) Begriffe künstelt, um ihn zu vertilgen, einen fremden Gott unterschiebt, den die Welt nicht will und nicht brauchen kann, der ist nicht aufrichtig in seinen Reden über Gott, (Hiob 42, 7. 8.) „er untergräbt, wie Sch. selbst ganz richtig sagt, heimlich die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, und löset hinterlistig ihre Bande“, er lehrt nur Atheismus und begeht Verrath an der menschlichen Gesellschaft.

Soll man über ein solches Beginnen blos erstaunen und schweigen? — Ich meine vielmehr, jeder rechtliche der Sache kundige Mensch habe die

natürliche Pflicht, sich demselben aus aller Macht zu wiedersetzen. Denn wo man keinen lebendigen, selbstständigen, seiner selbst bewusten Gott mehr glaubt, da haben alle Pflichtgebote und Eide, besonders bei sinnlichen Menschen, nicht nur alle Kraft verloren, sondern die von solchen atheistischen Meister unterrichteten Jünger verstehen auch bald die gefährliche Kunst, mit ihrem vorgeblichen Glauben an Gott ein falsches Spiel zu treiben und die Welt zu täuschen. Ein erklärter Atheist hat alles ausgezogen, was die menschliche Natur adelt, er lebt nur für seine Selbstsucht. Ihr wird er auch das Theuerste aufopfern, weil kein Gott mehr seine Seele erwärmt und heiligt. Er vermag nur noch tugendhaft zu scheinen, weil er der ihn umgebenden Gottesbekenner wegen nicht anders kann. Der Atheismus führt gradezu zur feinsten und gröbsten Heuchelei, welches bekanntlich die unverbesserlichste Seite des Menschen ist. Könnte aber die Gesellschaft diejenigen bürgerlichen und geistlichen Beamten kennen und bezeichnen, die im Herzen Gott verläugnen, sie würde ja sofort den Regenten mit der Bitte antreten, dieselben ihrer Aemter zu entlassen. Und der Regent würde schon aus Staatsklugheit diese Bitte erfüllen. Denn Menschen, die die erste Pflicht eines Menschen und Staatsbürgers, worauf alle andre ruhen, die Pflicht des Glaubens an Gott verläugnen, werden nothwendig den innern

Bestand der Gesellschaft untergraben, der am Ende darauf beruht, daß ein Mensch in dem Herzen des andern den Glauben an Gott vorausseßt. Mit einem bekannten, ja nur dafür gehaltenen Gottesläugner will niemand, und mit Recht, in Verbindung sein, weil er (sei er es praktisch oder theoretisch,) als ein gefährlicher Zerstörer der gesellschaftlichen Wohlfahrt anzusehen ist, und sich im Atheismus die Selbstsucht der schlimmsten Art, somit jedes Laster entwickelt. Brachte nicht der Atheismus in der furchtbaren französischen Revolution jene unerhörten Gräuel und jene blutige Wuth hervor, womit jenes Volk seinen Leichtsinn und frechen Unglauben in allen heiligen Dingen und zugleich seinen Unterschied von allen Völkern in Europa bezeichnete? Welches Elend würde jener Napoleon, der auf dem Gipfel des Unglaubens stand und jedes Vertrages und Eides spottete, ferner über die Welt gebracht haben, wenn Gott es zugelassen, daß er fortgesetzt mit seinen ihm gleichen atheistischen Gehülfen Europa unterjocht, und Treue und Glauben unter den Menschen zu vertilgen gesucht hätte!

Mögen die Naturphilosophen noch so laut ihre Stimme erheben, es leide die Wissenschaft darunter, wenn man einen lebendigen Gott nur glauben, und nicht mit ihnen einen todten, seiner unbewußten (kollektiven) Namengott in bloßen Naturgesetzen wissenschaftlich erkennen wolle;

wir werden nichts darauf geben, weil ihre hochfahrenden mystisch versetzten Spekulationen nur aus einer falschen Ansicht von Welt und Menschen herstammen, alle brauchbaren Begriffe von einem geistigen, lebendigen Gott nur verwirren und eben daher zum Atheismus den Weg weisen. Mögen die Jünger dieser neuen Lehre, die seiner Zeit schon mit Schrecken von ihrem Irrthum, wenigstens zum Theil, erwachen werden, nur bescheiden einsehen lernen, daß Gott nicht wissenschaftlich wie etwa ein Naturgesetz erkannt, nicht wie ein logischer oder mathematischer Satz erwiesen werden könne, daß dies einem vernünftigen Menschen nicht einfallen werde, weil Gott keine Anschauung ist noch werden kann; aber einen Gott glauben, sei dem Menschen anständig und Pflicht. Nach diesen Grundsätzen greift die Idee Gottes nirgends (direkt) ein, als nur in die Religion und die mit ihr innigst verwandte Sittenlehre. Alle Wissenschaften, die Naturwissenschaft mit allen ihren Zweigen eingeschlossen, behalten bei dem Glauben an Gott den freiesten Spielraum, weil die Idee von Gott durchaus nicht unter die wissenschaftlichen und Naturbegriffe, sondern in ein eignes Feld gehört. Es ist also die Behauptung der Naturphilosophen, als leide die Wissenschaft unter dem bisherigen und ferner fortzusetzenden Glauben an Gott, nur als ein Deckmantel anzusehen, hinter welchem ihre Selbstsucht eigensinnig eine

neue Form des erwiesenen Atheismus, freilich unter dem Titel einer Gotteswissenschaft, ausbrüten und der Welt aufbürden will.

Dank dem edlen Jakobi, daß er in seiner trefflichen Schrift „von den göttlichen Dingen" diesem bösen Beginnen so laut und freimüthig entgegen getreten ist, mit den lichtvollsten Gründen, die zugleich das Herz treffen, die Vernunftmäßigkeit des Glaubens an Gott gezeigt, und dadurch zugleich der geoffenbarten Lehre des Christenthums von einem geistigen Gott die gebührende Ehre erwiesen hat. *) Sch. freilich meinte, Jakobi hätte dazu schweigen sollen, nahm das Buch sehr übel, und fertigte ihn mit den bittersten, gemeinsten Schmähreden ab. — Ja, schweigen und sich gefangen geben unter die hohen Entdeckungen der Naturphilosophie, das wäre ihrem Urheber wohl eben recht. So kämen wir so viel lenksamer und leichter in das neue Reich einer Welt ohne Gott und des (absoluten) Nichts. — Nein, reden soll jeder verständiger Deutscher, jeder der noch bei gesunden Sinnen und Glauben ist, gegen solche Lehre, die alle Religion und Philosophie unter uns zu vertilgen droht, damit jene nun und nimmer

*) „Christenthum", sagt J. v. d. g. Dingen S. 190. „in seiner Reinheit aufgefaßt, ist allein Religion. Außer ihm ist nur Atheismns und Götzendienst."

aufkomme. Jeder, der für die heiligsten Gegenstände zweckmäßig zu reden sich zutrauen darf, hat die Pflicht, (denn Gott legt sie ihm auf,) sich solchen gefährlichen Absichten aus aller Macht zu widersetzen, damit der heilige Glaube an Gott unter den höhern Ständen wie unter dem Volke in seiner Kraft erhalten werde. Aber es gibt ein Volk in unsrer Nachbarschaft, das sich in vielen seiner Glieder seit dreißig Jahren und länger her im Unglauben ausgezeichnet hat. An dieses mag sich die Naturphilosophie wenden, diesem ihren neuen Gott predigen! Es wird ihn vermuthlich besser brauchen können, als wir Deutsche und Christen.

XI.

Die segenreichen Wirkungen des Glaubens an Gott für die Welt.

Das vernunftlose Wesen ist geschaffen, seinen Trieben nachzugehen, und mit dieser Wirksamkeit den engen Kreis seines Lebens und den Zweck seines Daseins auszufüllen. Der Mensch, vernünftig geschaffen, ist zu vernünftigen Gedanken über sein erhabenes Ziel, zu höhern Anstrebungen, oder wie wir's auch jetzt nennen, zu Ideen des Wahren, Guten und Schönen berufen, daß er sie entwickeln und in seinem Leben darstellen, ausbilden soll. In diesem unsinnlichen, geistigen Reiche einheimisch zu werden, fordert ihn schon der aus-

gezeichnete, einzig vor allen zu tausend kunstreichen Beschäftigungen fähige Bau seines Körpers auf. Schon früh äußerte sich diese ursprüngliche Anlage des Menschen zu höhern Gedanken. In jenen glücklichen Himmelsstrichen, wo weder beengende Hitze noch tödtende Kälte seinen geistigen Anstrebungen entgegen war, begnügte er sich nicht mit dem thierischen Leben, nicht mit dem, was und wie er's auf Erden fand, um seine Bedürfnisse zu stillen. Bald faßte er den Gedanken, er könne Vieles besser haben, die Erde beherrschen und verschönern. Er säete, pflanzte, bauete sich bequeme Wohnungen, und erfand tausend edle Künste des Lebens. Hiemit und im steten Verkehr mit seines Gleichen, entwickelte sich in ihm der Begriff des Eigenthums und des Rechts; — denn was ich bearbeitet habe, ist mein, — dann auch der Pflicht; — denn was ein andrer bearbeitet hat, darf ich nicht antasten. Mit diesen Ideen von Recht und Pflicht, und mit der Betrachtung der großen Naturwerke (die alten Chaldäer sahen schon zum Sternenhimmel auf,) verband sich bald von selbst der Begriff von der himmlischen Macht und Liebe, von welcher der irdische Mensch sein Dasein, seinen Wohnsitz und sein Lebensglück habe, die die Aufsicht über die Menschen führe, Recht und Tugend beschütze, und daher Verehrung verdiene.

Aber der Mensch, dieses aus Geist und mächtiger Sinnlichkeit wunderbar zusammengesetzte We-

sen, dem Irrthum unterworfen, machte bald aus der Verehrung der himmlischen Macht einen Bilderdienst, die Erde wurde mit Götzendienern angefüllt, und dem Götzendienst, dieser traurigsten Unehre des Menschen, folgten sofort die gröbsten Verirrungen des Verstandes und Herzens bis zu den Menschenopfern. Ein unsterbliches Verdienst, ein größeres noch als bürgerliche Gesetzgeber, erwarben sich daher diejenigen Gottesverehrer und Menschenfreunde um unser Geschlecht, die mitten unter den Götzendienern wie ein Abraham (1. B. Mose 21, 33.) „den Namen des (unsichtbaren) Herrn, des ewigen Gottes, predigten", und dadurch ein himmlisches Licht in dem sinnlichen Menschen anzündeten; der kräftige Moses und alle jene Lehrer und Propheten des Alterthums, die den einigen geistigen Gott und Herrn der Welt verkündigten, dadurch dem Nachdenken eine gewaltige Anregung gaben, und Licht und Einheit in alle Gedanken der Menschen brachten. Sie alle aber übertrifft unendlich der erhabene Gottessohn Jesus Christus, der klarer, kräftiger und lieblicher als alle Lehrer vor ihm die größte Idee, deren der Mensch fähig ist, von dem einigen Beherrscher der Welt und Vater aller Menschen ausgesprochen hat. Mit ihm kam erst eine wahre Bildung, die sittliche, eine lebendige Anschauung des Wahren und Guten, eine wahre geistige Umwälzung unter die Menschen, selbst unter das Volk.

Denn nur im Lichte eines solchen Gottes, wie Jesus Christus ihn predigte, konnte das Eine, was noth ist, wahre allgemeine Menschenliebe, da vorher höchstens nur Liebe des Vaterlandes und der Mitbürger statt fand; konnten reine Begriffe vom Recht, von der Pflicht, von Tugend und Heiligung gedeihen, und seine ganze erhabenste und reinste Sittenlehre Eingang finden. Mit jener ersten und größten Idee von Gott entwickelten sich bald mächtig und auf mannichfaltige Art alle mit ihr verwandte Ideen von einem unsichtbaren Reiche Gottes, vom Wahren und Guten, die den Menschen über das Irdische erheben, und den gesegnetsten Einfluß auf Herz und Leben haben. Die Idee des einigen Gottes und Weltenschöpfers brachte Licht, Ordnung und Einheit in alle Gedanken des Menschen, der nach der Natur seines Verstandes überall Einheit sucht und hervorzubringen trachtet, und die des himmlischen Vaters Liebe und Güte in sein Gemüth.

Bei den Israeliten, die nicht mit kindlicher Liebe, sondern mehr aus Furcht dem einigen Gott durch Opfer und andre Gebräuche mehr dienten als ihn verehrten, und bei den Heiden, die sichtbarer Bilder zur Verehrung der himmlischen Mächte bedurften, konnten alle jene sittlichen Ideen nie zum wahren Leben kommen, und am wenigsten bei dem niedern Volke. Wie weit ragen Christus und seine ersten Schüler durch ihre

erhabenen Ideen und ihr religiöses Leben in Gott gleich Anfangs über selbst gelehrte und religiöse Juden und Heiden hervor! Wie ist ihr Gott und ihr Glaube an ihn Geist und Leben gegen den todten Buchstaben des Israelitischen Gesetzes und Gottesdienstes! Unter der mächtigen Idee des himmlischen Aufsehers und Menschenvaters sahe man an dem Haupte und seinen Christen die Tugenden der standhaften Beherrschung ihrer Lüste, der Genügsamkeit in irdischen Wünschen, der Sanftmuth und Demuth, der Enthaltsamkeit und Keuschheit, der Aufopferung alles Irdischen und selbst des Lebens für die himmlische Wahrheit, des heißen Verlangens nach Gott und göttlichen Dingen. In Wahrheit, die neuen Gottesbekenner waren nie gesehene Menschen mit neuem großen Geiste in einem neuen himmlischen Leben auf Erden. Durch Lehre und Leben hatte der Meister göttliche Lichtstrahlen in die unerleuchteten und kalten Gemüther gesenkt. In seinem Lichte zu Gott geführt lernte nun erst die Welt in dem Abglanz der göttlichen Herrlichkeit, diese selbst und die hohe Bedeutung des Lebens kennen, und nach dem trachten, was droben ist. — Wenn auch das Christenthum späterhin unter Menschenhänden, wie mit dem Heiligen immer geschah, viel von jenem großen Geiste verlor, wer wird es wagen, ihm abzustreiten, daß es unser Geschlecht auf eine ganz neue, und zwar die erhabenste Stufe

menschwürdiger Bildung gebracht und den festen Grund dazu für alle kommende Zeiten und Völker gelegt hat? —

Das Christenthum, das die höchste Idee von Gott als einem allgemeinen, gerechten und gütigen Menschenvater aufstellte, lehrte zugleich eben hiemit den wahren Begriff von der Würde des Menschen als eines Ebenbildes und Kindes Gottes, und wie er nicht für die Erde allein, sondern von seinem himmlischen Vater zu einem höhern Dasein berufen sei. Und wenn Christus spricht: „Viele werden kommen von Morgen und Abend, und mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen"; so ist nach seinen erhabenen Gedanken nicht mehr Israel allein, sondern die ganze Menschheit ein Volk Gottes, berufen, den göttlichen Segen in einer höhern Welt zu erben. Auf diese Begriffe von des Menschen Würde, selbst in dem Geringsten unter dem Volke, gründet sich die bis an unsre Zeit in so hohem Grade verbesserte, gerechte Gesetzgebung und menschlichere Strafe, worin eben die Christen einen unleugbaren Vorzug vor allen Völkern der Erde besitzen. Gerechtigkeit ist die Seele christlichbürgerlicher Gesetze und wird's unter wahrhaft christlichen Regenten immer mehr. Aber dem seiner Würde inne gewordenen Christen, der nach seinem Glauben als treuer Unterthan die Gesetze ehrt, ziemt keine seinen Adel erniedrigende Herabwürdigung, dem Regenten gegenüber, der

mit ihm vor Gott gleich ist. Diese Gleichheit der Rechte gab uns der erhabene Sohn Gottes in seiner Lehre. So betrachten nun Regenten und Volk einander als Glieder einer Gemeine Gottes auf Erden, die künftig eine Gemeine der Heiligen im Himmel sein wird. Erstere sind dem christlichen Volke menschliche Gesetze schuldig, und letzteres erwartet sie von seinem christlichen Regenten. Unsre christlichen Staaten und Gesetzgebungen bieten uns Beispiele genug von der Gerechtigkeit und Menschlichkeit dieser Gesetze dar, da auch selbst der Verbrecher von der Menschenliebe nicht ausgeschlossen wird. — So ist durch die leitende Idee von Gott, dem besten Wesen, die Menschheit von der rohen Thierheit erlöset und zur Menschlichkeit ausgebildet worden, so sind ihre edelsten Kräfte geweckt und ins Leben getreten; so gebar das Christenthum die größte und zugleich eine dauernde Weltverbesserung.

Die Idee von Gott und dessen Willen gibt endlich jedem, der sie im Glauben lebendig ergriffen hat, eine bestimmte Richtung, Einheit und Zusammenklang im Leben. Der Gläubige weiß in jedem Augenblick seines Daseins, was er soll, betrachte er sich als Mensch, als Bürger, als Familienhaupt oder Glied. Immer denkt er sich unter des Allsehenden Aufsicht und Leitung, immer mit der Gewissenspflicht, auf dessen Willen zu schauen und in dessen Dienste wirksam zu sein,

und all sein Thun hat für sein geistiges Auge ein klares und hohes Ziel in der Zeit und Ewigkeit, das im Dienste der Welt und Sinnenlust nicht statt findet. Dies gibt allen seinen Handlungen kräftigen Nachdruck; Furchtlosigkeit im Leben, selbst wann's stürmt; Muth im Handeln und das frohe Vertrauen: gelingt die gute That jetzt nicht, wird das gehoffte Ziel der Bestrebungen im kurzen Lebensraum nicht erreicht, der himmlische Aufseher werde die gute Absicht nicht verkennen und die schöne Hoffnung erfüllen helfen. —

Ist ein stilles, frohes Herz ein tägliches Wohlleben und das höchste Lebensglück, dem alle andre Güter weichen müssen; so kann bei dem steten Wechsel der Dinge, bei der Unsicherheit des Lebens nur der gläubige Freund Gottes im wahrhaften Besitz desselben sein; denn Gottes schützende Liebe, so lehrt ihn sein Glaube, umgibt ihn im Leben und im Tode. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" — Keine seiner edlen Bestrebungen im Reiche der Geister sieht er als verloren an, drum wächst er in der Erkenntniß jeder wissenswerthen Wahrheit; denn mit Gott wird er immer heller schauen und einst in ewigem Lichte wandeln. Er strebt nach reinerer Tugend, denn mit Gott wird er und in dessen Reiche ewig in der Uebung des Guten fortleben, als ein treuer Knecht über Höheres gesetzt werden. Dies hat ihm Gott in dem mächtigen Durst nach Wahrheit, in dem Gefühl sei-

Tugend, und in den heiligen Lehren Jesu unwidersprechlich offenbaret. „Unser Wandel, sagt der gläubige Paulus (Phil. 3, 20.) ist im (geht zum) Himmel." Behält er nicht recht, wenn er von Jesu (Kol. 2, 3.) sagt, „daß in ihm alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen liegen?"

So sind alle große und höchste Ideen des Menschen aus dem Reiche der Wahrheit und Sittlichkeit, auf welchen allein der Adel seiner Natur und der Bestand einer sittlich-bürgerlichen Gesellschaft beruht, mit seinem Gott innig und unzertrennlich verwandt; nur in diesem seligmachenden Glauben, denn in keinem andern ist Heil, wächst der Mensch im Geisterreich zu jenem ehrwürdigen Wesen heran, welches zu sein und zu werden er durch seine unvergleichlichen Anlagen berufen ist, und bereitet sich mit Muth und Anstrengung zum Bürger einer höhern Welt.

Nein wir bedürfen eures durch Spekulation zu erschließenden Gottes nicht, ihr Naturphilosophen, die ihr euch selbst versteiget, und euren gelehrten, spekulirten Gott bald erweiset, bald den erwiesenen durch seine unmöglichen Eigenschaften wieder vernichtet. Wir bauen auf das Herz und wissen, daß der Mensch eines geistigen Gottes mit Vaterliebe bedarf, eines Gottes, dessen Idee auf die höhere Natur des Menschen gebauet ist; wissen, daß des Menschen Tugend, Glauben und Ruhe und die Wohlfahrt der Welt ihn laut fordern.

Nehmt diesen Gott aus der Welt hinweg, und den Glauben an ihn aus der Brust des Menschen, in welche er allein wahre Seligkeit herabsenken kann; so nehmt ihr ihm mit allen seinen höhern Anstrebungen auch seine ganze Seligkeit. Was habt ihr alsdann noch vor euch? Ein Chaos ohne Zweck und Ziel, ein großes Nichts, und ein Menschengeschlecht, das nichts bedeutet! —

XII.

Das Bild des gläubigen Christen.

Das ist eben der größte Vorzug des Christenthums, daß es die sanftesten, treuesten, besten, auch nach Umständen die kräftigsten Menschen bildet. Hievon haben wir aus allen Zeitaltern der christlichen Kirche redende Exempel vor uns. Der Grund davon ist nicht nur in seinen vortrefflichen Lehren, vorzüglich in dem Gott zu suchen, den es verkündigt, sondern auch und noch wohl mehr in dem großen Vorbilde, das uns der Gottessohn in seinem standhaften Glauben und heiligen Leben hinterlassen hat. In ihm hat sich der ganze Mensch klar dargestellt, was er nach des Schöpfers heiliger Absicht auf Erden sein und für die künf-

tige Welt werden soll. Der gläubige Christ, das Höhere anstrebend und fest an diesem Ideal der Menschheit hangend, hat nicht lange und mühsam nach seinem höchsten Ziel zu suchen, er findet in seinem Erlöser alles, was zum göttlichen Leben gehört, und ihn in die selige Gemeinschaft mit Gott führt. Durchs ganze Leben, bei allen Bewegungen seines Gemüths, allen seinen Unternehmungen, im Kampf gegen die Sünde wie im Genuß froher Tage, schwebt ihm das große Bild des Meisters vor, und gibt der Lehre immer neues Licht, neue Kraft. Und dieses Bild wird ihm, je öfter er sich der Reden und Thaten Jesu erinnert, um so klarer, herrlicher, vollendeter. Und immer lebendiger wird in ihm der Wunsch, gesinnet zu sein wie Jesus Christus war. — Hätte das geschichtliche Christenthum auch keinen andern Werth; so wäre das schon Vorzug genug, daß es uns diese in ihrer Art einzige Person in ihrem ganzen göttlichen Leben und Wirken darstellt und uns zur Nachahmung vorhält. Der Glaube an ihn, der unverwandte Blick auf ihn, führt gradezu zum göttlichen Leben, welches das hohe Ziel des Christen ist.

Und diese über alles Gemeine und Irdische sich erhebende Sinnesart des Erlösers anzunehmen, wird kein hoher Stand und dessen Erziehung, keine Gelehrsamkeit und Wissenschaft, keine Einsicht in verborgene Dinge erfordert. In jedem gesun-

den Verstande und Herzen kann sich das Göttliche ausprägen und darstellen und hat's gethan. In jedem Stande fand und findet man wahre Christen. Welch ein Vorzug der Anstalt Jesu zur Veredlung des Menschengeschlechts vor allen Religionen der Erde! Wie er selbst Männer aus gemeinem Stande zu künftigen Verkündigern des Heils berief, und sie zu felsenfestem Glauben und göttlichem Leben ausbildete; so ist noch jetzt der unverkünstelte Sinn, das von der Welt unverdorbene Herz, der sittenreine Wandel, der Glaubensmuth eines Menschen selbst vom geringsten Stande das Bild eines gläubigen Christen, wie Jesus Christus ihn wünschte. Und in ihm ist jene Glückseligkeit des Geistes zu finden, die der Erlöser durch sein Evangelium und Vorbild uns Menschen geben wollte. Heiter, klar, kräftig und ruhig ist das Gemüth eines Christen, den Christus bildet. Hier hat der Gelehrte vor dem Ungelehrten nichts voraus.

Zufrieden mit dem Stande, worin ihn Gott setzte, trachtet er nicht nach hohen Dingen. Er setzt wie sein Meister, der nicht kam, um sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben für Viele zu geben, das Ziel seiner irdischen Thätigkeit nur darin, der Welt mit allen seinen Kräften zu dienen. So ist er der treueste Freund in der Noth, der beste Staatsbürger, und seine Thätigkeit und Menschenliebe sind ein Segen für die Welt. Er murret nicht, wenn der himmlische

Vater Entsagung irdischer Wünsche, Aufopferung eines ihm theuren Guts fordert und ihm eine Last des Lebens auflegt. Bittre Schicksale, „die ihm zu hoch sind, die er nicht versteht," (Hiob 42, 3.) sind ihm eine Prüfung, vom Höchsten gesandt, ihn im Glauben und in der Treue zu üben. Geduldig und demüthig unterwirft er sich, wie sein Meister that, und voll kindlicher Liebe dem himmlischen Vater, der ihm alle Dinge, auch die schweren Verhängnisse, von denen er nichts versteht, zu seinem Besten dienen läßt.

Er fliehet als ein Schüler Christi, als ein Mensch, der sich nur Gott geweihet hat, die Lüste der Welt, „und jaget nach der Gerechtigkeit, Gottseligkeit, dem Glauben, der Liebe gegen Gott und seine Brüder, der Geduld und Sanftmuth." „Er kämpft" unter jedem Trübsal der Erde, bei jedem Anlaß zur Sünde, jeder gefährlichen Regung seines Herzens „den guten Kampf des Glaubens, und ergreift in unerschütterlicher Hoffnung das ewige Leben, wozu er berufen ist." (1. Timoth. 6. 11. 12.)

Er ist voll heiligen Sinnes für die unschätzbare Wahrheit, wodurch ihn Jesus Christus von jedem gefährlichen Irrthum frei gemacht, zur Erkenntniß Gottes und des Heils und zum Anschauen der künftigen himmlischen Herrlichkeit geführt hat. Er „schämt sich nie und nirgends des Evangeliums von Christo," (Röm. 1, 16) denn er hat

dessen göttliche Kraft an seinem Herzen erfahren. Freudig und muthig redet und wirkt er für dasselbe, ja für diese Wahrheit und seinen Glauben könnte er wie sein Meister und die ihm folgenden Glaubenshelden standhaft sein Leben wagen und opfern. Mag die leichtsinnige, in ihre Lüste versunkene Welt ungläubig zweifeln und frech an dem Sohne Gottes und seinem Evangelium meistern, er hält unerschütterlich an diesem Glauben, den Gott selbst offenbaret, in die Welt eingeführt hat, und der allein die Welt selig machen kann, in der festen Ueberzeugung, daß den Treuen die Krone der Gerechtigkeit beigelegt sei. Sein Glaube überwindet die Welt und den Abschied aus ihr. Und diesen zu erleichtern „hat er nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist.“ Er will nur bleiben in der Liebe des ewigen Vaters, und des Erlösers, der ihn bis in den Tod geliebet hat. Seine Seligkeit schon auf Erden ist, reines Herzens zu sein, damit er Gott schaue und ewig vereinigt werde mit dem Reinen und Heiligen, der für das Heil der Welt sein Leben nicht achtete, mit dem Haupte der Gemeine. —

Dies sind die seligen Früchte des Glaubens, die sich in dem Herzen und Leben eines gläubigen Christen offenbaren, die aller Welt in tausend Exempeln ächter Bekenner Jesu vor Augen liegen, und wodurch der Christ jeden Schüler einer andern Lehre siegend übertrifft. Man zeige mir ei-

nen andern Glauben, eine Wissenschaft, eine Schule, eine Anstalt, die so edle Früchte schaffen, den Menschen so göttlich führen, so viel Ehrwürdiges aus ihm machen könnte! Darf man nicht allen Menschen diesen Glauben wünschen, der das Mahlzeichen seiner Wahrheit und himmlischen Würde an der Stirne trägt, dessen Einführung in die Welt einer göttlichen Machtthat wohl werth war, der sich durch sich selbst, durch die That als des Menschen und Christen würdig rechtfertigt? —

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nohl, Johann Friedrich

Rechtfertigung des Glaubens

Essen 1820

Dogm. 818 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10399214-6